

Steijn, de Wet und die Oranje- Freistaater.



Tagebuchblätter aus dem
südafrikanischen Kriege.



DR. G. LANGMANN
121 W. 57th STR., N. Y.

Tübingen 1902.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

am. S.,
STE

(E) Par. 3.

29385

Steijn, de Wet und die Oranje-Freistaater.



Tagebuchblätter aus dem
südafrikanischen Kriege.



Tübingen 1902.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

„Seit 210 Jahren wird Germanien besiegt! Innerhalb dieses so langen Zeitraumes gab es wechselseitig viele Verluste. Nicht die Samniten, nicht die Punier, nicht Hispanien oder Gallien, selbst nicht die Parther haben uns häufigere Mahnungen gegeben. Denn gewaltiger, als des Partherkönigs Thron, ist die Freiheit der Germanen.“

Cicero, Germania.

Berichtigung.

S. 66 in Anm. 1 lies **oe** = **ou**, nicht **ou** = **u**.

Brede, Oranje-Freistaat, 14. Juni 1900.

Mit der letzten Post von Transvaal nach dem Oranje-Freistaat bin ich heute hier angekommen. Buller ist bei Laings-Nef und bei Bothas Paß, 6 Stunden von hier, durchgebrochen. Die Buren retirieren auch hier und viele gehen „Haus zu“, wie sie sagen. „Hardloop und Retirieren“ ist Trumpf seit Cronje und Lord Roberts Vormarsch Bloemfontein-Pretoria. Manchen Bauern, besonders die reichen, habe ich auf der Fahrt von Machadodorp hierher zu Hause sitzen sehen.

Nur de Wets Erfolge im Freistaat, von dessen Haltung jetzt alles abhängt, sind Lichtblicke in diesem Dunkel. Am 31. Mai hat er ein Bataillon Yeomanry in Lindley gefangen genommen. Auf der Durchreise in Standerton sah ich sie gestern; etwa 500 Mann und 30 Offiziere, meist auf Wagen untergebracht und von stattlichen Freistaatburen begleitet, zogen sie in das Städtchen ein. Der Landdrost in seiner Burengüte schickte sofort die Herren Offiziere in das Hotel, das einzige in Standerton, und ließ ihnen dort ein feines Essen vorsetzen. Als dann die Buren der Eskorte und die Hotelgäste essen wollten, war nichts mehr da.

Auch sonst wurde den Gefangenen große Freiheit gewährt. Die trotz der Ausweisung noch zahlreich in Standerton zurückgebliebenen englischen Einwohner kamen ins Hotel, schüttelten den Gefangenen die Hände und brachten ihnen Sekt und Weine. Die Offiziere gingen frei im Dorf umher und kauften

ein. Auf dem Wege vom Bahnhof begegnete ich einem bewaffneten jungen Buren, der einen englischen Gefangenen ins Dorf begleitet hatte, um einzukaufen; beide waren mit den eingekauften Sachen beladen, der Bur mehr als der Engländer, und ersterer machte eher den Eindruck des Dieners als des Herrn des Gefangenen. —

Schon mein erster Schritt im Freistaat ist mehr vom Glück begünstigt als im Transvaal. Der Landdrost, dem ich meine Empfehlungsschreiben an die Freistaat-Kriegskommission zeige, ist sehr freundlich, sagt, die Regierung sei weg, die Kriegskommission sei nahe bei Frankfort; dorthin werde er mich fahren lassen. Wo Präsident Steijn sei, wisse er nicht. Das sei überhaupt Geheimnis, da ihn die Engländer gerne fangen möchten. —

Brede ist ein hübsches Städtchen mit freundlichen Steinhäusern und sehr nett gelegen. Imposant ist der östliche Hintergrund der Landschaft, die gewaltigen Drakensberge an der Natalgrenze; sie erscheinen bei der außerordentlichen Klarheit der Luft sehr nahe. Als ich unterwegs Brede von ferne sah, dachte ich, es werde etwa noch eine halbe Stunde sein; da war es noch zwei volle Stunden entfernt.

Im Landdrostkontor lese ich die offiziellen Depeschen der letzten Tage: Wieder ein neuer, großer Erfolg de Wets und seiner Freistaater. Er hat bei Honingspruit Statie, an der Bahn nördlich von Kroonstadt, nicht fern von seinem eigenen Plaats, einen großen englischen Transportzug abgefangen, ca. 20 000 Pakete, Kleider und Schuhe, besonders Winter-Khaki-Anzüge und Mäntel, ferner viele Eisenbahnwagen mit Munition, vornehmlich Lydditbomben, erbeutet und verbrannt; ferner die Bedeckung, ein Bataillon der Derbyshire-Militia (Sherwood Foresters), gefangen genommen. Die an den Präsidenten Steijn gerichtete Depesche, in welcher de Wet dies berichtet, hat einen schlichten, naiven Ton: nachdem er eine lange Auseinandersetzung der Gründe gegeben hat, warum er die herrliche Beute verbrannte und zerstörte und sich vor seinem

eigenen sparsamen, jeder Zerstörung abgeneigten Gewissen mit dem Mangel an Zeit und Transportmitteln u. gleichsam entschuldigt hat, fährt er fort, er könne nicht umhin, die Aufmerksamkeit des Präsidenten noch einmal auf die großartige Explosion der zehn Eisenbahnwagen Lyddit- und anderer Bomben zu lenken. Es sei das gewiß das schönste Feuerwerk gewesen, das Südafrika je gesehen habe; hoch zum Himmel habe das Feuer geschlagen, und in die Erde habe es ein Loch gerissen, 10 Meter lang und 6 Meter tief.

Brede, 15. Juni 1900.

Man nimmt selbst das Kriegsführen nicht so ernst hier zu Lande. Hier liegen 18 englische Gefangene, zum Teil Kranke, ohne jede Bedeckung, und 6 Stunden von hier am Bothas Paß und Klipflusse stehen die Engländer.

16. Juni.

Heute gehen die Heliographen nach Standerton, da diese letzte noch offene Post- und Telegraphenverbindung mit Transvaal von hier nach Standerton nunmehr bald abgeschnitten sein wird. Damit hat auch jede Verbindung des Oranjerestaats mit der Außenwelt aufgehört.

Reise abends ab nach Frankfort. Interessante nächtliche Fahrt; der gutmütige alte Charley, ein Mischling, wie die meisten Postkutscher in den beiden Republiken, erzählt mir viel von der Zeit, da er „op Kommando“ war. Anfänglich etwa alle halbe Stunden, später, mit zunehmender Kälte und Bekanntschaft alle paar Minuten, zieht er eine große Whiskyflasche hervor, die er mir immer zuerst anbietet mit den Worten: „My respects!“ — Eine der Bedingungen der Postbeförderung ist, dem Postkutscher keine Spirituosen zu geben. — Die Briefladen am Wege für die Farmer der Gegend bestehen aus einem Stückchen Blech, von einigen Steinen belastet, unter welches die Briefe auf den Boden gelegt werden.

Frankfort, Sonntag, 17. Juni 1900.

Der Postmeister, Mr. Acton, ein Englisch-Afrikaner, der der Sache der Buren mit Leib und Seele zugetan ist, und der Landdrost empfangen mich sehr liebenswürdig. Letzterer will „a plan maak“, um mich nach der Kriegskommission zu bringen. Diese soll zwei Stunden von hier lagern. Wo der Präsident ist, ist auch hier geheim. Mr. Acton teilt mir mit, auch hier sei großer Mangel an Pferden; es habe eben jeder nur seine ein oder zwei Pferde, die er brauche. Es seien wohl noch genug Pferde im Privatbesitz, aber niemand wage oder habe die Macht, sie zu kommandieren. Gestern seien Theron und seine Leute hier durchgekommen und haben Pferde, selbst von britischen Untertanen, kommandiert, worüber alles erregt sei. Die Buren, meint auch Acton, seien viel zu gut. Sie lassen die vielen englischen Untertanen im Lande, um dann, wie z. B. in Bloemfontein, zu erfahren, daß dieselben dem Feinde Hilfe leisten und ihn mit offenen Armen empfangen. Sie gaben dem Feinde Waffenstillstand, z. B. nach Colenso, um die Toten zu begraben, anstatt ihre Siege auszunützen. Charley erzählt, Chr. de Wet habe den umzingelten Engländern einen Parlamentär gesandt, sie sollen sich ergeben. Diese haben sich geweigert, ihre Stellungen seien zu gut. Hierauf läßt Chr. de Wet seine hinter den Kopjes liegenden Leute aufstehen. Sofort lassen die Rhafis die weiße Flagge sehen. „Warum nicht vorher schießen!“ meint Charley.

Nach Actons Mitteilungen ist die gegenwärtige Kriegslage im Freistaat folgende: Das Gros der britischen Armee unter Lord Roberts ist nach dem Transvaal gegangen. Auf ihrem Durchmarsch von Bloemfontein ab haben die Buren fast keinen Widerstand geleistet; viele Bauern sind nach ihren Farmen und haben, den englischen Proklamationen entsprechend, durch Ablegung der Waffen und Leistung des Neutralitätsseides ihr Hab und Gut gerettet oder wenigstens zu retten geglaubt. Besonders im Süden des Freistaats und den Distrikten der reichen Farmer (z. B. Ladybrand) haben fast alle „hands up“ gemacht,

wie die Buren sagen. Im Freistaat hat Lord Roberts die Divisionen Methuen, Kundle und Clements zurückgelassen. Diese liegen in verschiedenen Plätzen herum zerstreut, besonders in den Plätzen längs der Bahnlinie (Winburg, Kroonstadt, Bloemfontein etc.), ziehen von einem Dorf zum andern, proklamieren Englands Herrschaft und die Annexion und nehmen den zurückgebliebenen Burghers die Waffen und den Neutralitätseid ab. Zwischen ihnen her und ihre Verbindungen abschneidend, operieren die verhältnismäßig kleinen Burenkommandos, die Getreuen, die bei dem Vormarsch der riesigen englischen Armee ausgewichen sind, nach dem gebirgigen Osten zu. —

Acton hält die gegenwärtige Lage für günstig für die Buren. Die britischen Divisionen hier werden kaum im stande sein, ihre Verbindungen zu schützen; Lord Roberts habe auf seinem Vormarsch auffallend viel Pferde verloren und viele Kranke zurückgelassen, in Heilbron allein z. B. ca. 250. Bloemfontein sei voll von Typhuskranken. Unter den Buren andererseits seien sehr wenige Krankheitsfälle vorgekommen, und die Zahl ihrer bisherigen Verluste sei fabelhaft gering. So habe z. B. das Frankfort-Kommando, ca. 600 Mann stark, nur 2 Tote und 4 Verwundete; das etwas größere Brede-Kommando nur 4 Tote. Erstaunlich sei auch die geringe Zahl der jeweils kämpfenden Buren: Er habe an den Kämpfen um Kimberley teilgenommen und nie mehr als 1500 Buren gleichzeitig im Gefecht gesehen. Selbst bei Magersfontein haben nicht mehr als 1500 Buren gekämpft, die andern seien nach der bekannnten Manier im Lager geblieben. Bei Zuringkranz warfen ein paar 100 Buren die ganze Division Kundle zurück, sie räumte das Feld mit zahlreichen Verlusten. Letztere Nachricht stammt von einer abgefangenen englischen Depeſche; die Buren verloren bei dem Gefecht einen Toten und 4 Verwundete. So deute alles darauf hin, daß die bei den Buren beliebte Redensart zur Wahrheit werde: „Ja, de Engelse zal het nog zwaar kry“ (= die Engländer sollen es noch schwer kriegen).

Der Abend im Hotel des Buren Havemann ist sehr nett.

Wir mußizieren im Salon, in dem auch ein Bild unseres Kaisers hängt, und sprechen viel über die Geschichte der Vortreffers. H.s Eltern, Badenser, haben an dem Treff durch Natal und an den Kämpfen gegen Dingaan teilgenommen. — Später setzt sich alles um den Tisch; eines der ca. 15 Kinder H.s liest die neuesten Kriegsdepeschen vor. Danach hat „Olm Christian“ wieder den Engländern Proviant weggenommen und viele gefangen. Hierüber freut sich alles, die Tochter setzt sich ans Klavier, und alt und jung singen Choräle.

Im Lauf des Abends zeigt mir ein Ambulanzmann einen seidenen Kaskihelm eines englischen Offiziers, den er nach der Schlacht am Spionskop mitnahm; in diesem Helm befinden sich rechts und links neben der hinteren Mittelnacht je ein Mauserkugelloch! Das Innere des Helms ist natürlich blutgetränkt. Die Klarheit der Luft, das scharfe Auge und die natürliche Ruhe machen den Buren zum guten Schützen. Von Jugend auf nehmen sie an Schützenvereinen und den von Zeit zu Zeit veranstalteten Preisschießen teil. Ein Ei auf 100 Meter mit der Kugel zu treffen, ist hierbei nichts Besonderes. Der Ambulanzmann erzählt mir von einem Gefecht in Natal, in welchem die Engländer auf einem nahen Hügelrande mit Steinen eine Art Schießscharten gemacht hatten. Die Buren zielten auf die Öffnungen und feuerten, sobald diese sich verdunkelten! Wegen der allgemeinen Praxis, sich hinter Steinen und sonstigen Deckungen zu schützen, haben die Buren vielfach kreuzweises Feuern angewendet. — Im Hotel ist auch ein in die linke Schläfe geschossener Bur Roos; er sieht nur noch auf einem Auge, erklärt aber, sobald als möglich wieder ins Feld zu gehen.

18. Juni 1900.

Morgens trifft eine Depesche Präsident Krügers an Präsident Steijn ein: Botha habe ein sehr heftiges Gefecht mit Lord Roberts zwischen Pretoria und Bronkhorstspruit gehabt, in welchem die Engländer mit schweren Verlusten zurückgeschlagen

wurden, auch zwei Geschütze genommen und viele Gefangene gemacht worden seien. Tags darauf habe Lord Roberts um einen fünftägigen Waffenstillstand gefragt, den jedoch Botha abgelehnt habe mit Hinweis darauf, daß Lord Roberts seiner Zeit Cronje seine Bitte um einen Tag Waffenstillstand, um seine Toten zu begraben, abgeschlagen habe. — Präsident Krüger fügt bei, er glaube, Lord Roberts' Bitte um Waffenstillstand sei auch zurückzuführen auf die Unterbrechung seiner Verbindungslinien bei Roodewall-Siding durch Chr. de Wet. — Diese Depesche erregte große Freude im Hotel.

Roos fährt mich nach dem zwei Stunden westlich von Frankfort befindlichen Lager der Kriegskommission, wo wir mittags eintreffen. Hier lerne ich Richter Herzog (deutscher Abkunft), Mitglied des obersten Gerichtshofes des Oranje-Freistaates und Mitglied der Kriegskommission, kennen; außerdem Brain und Brebener, den stellvertretenden Staatssekretär und den Schatzmeister des Freistaates. Die die höchsten Ämter ordentlicherweise bekleidenden Leute haben meist hands up gemacht, als Lord Roberts nach Bloemfontein kam, d. h. sie sind dort geblieben und haben den Präsidenten im Stich gelassen. Dieser ist zur Zeit in Bethlehem. Hier bei der Kriegskommission ist auch sein Bruder, Peter Steijn, „Dhm Piet“ genannt, General Andreas Cronje, „Dhm Andries“, und Mr. Wessels, der Onkel des Delegierten.

Ich werde zunächst an Richter Herzog gewiesen. Er spricht gut hochdeutsch. Auf seine Frage, was nun mein Plan sei, schildere ich ihm kurz meinen Lebenslauf und sage, ich wolle ihrer Sache dienen in derjenigen Stellung, in welcher ich ihr am besten nützen kann; ich denke mir, das werde am ehesten bei der Artillerie der Fall sein, glaube übrigens, daß er das besser beurteilen könne als ich, der ich ihre Kriegführung und Organisation noch kaum kenne. Er lädt mich hierauf ein, ihn zu den um Lindley (das von den Engländern besetzt ist) liegenden Kommandos zu begleiten, wohin er morgen gehen werde, um dem Präsidenten über die Lage der Dinge dort Bericht zu

erstatten. Die Sachen stehen dort etwas faul. Die Engländer seien seit etwa vier Wochen in Lindley, und die dortigen Kommandos liegen untätig um das Dorf her.

Nach einer längeren Unterhaltung über deutsches Recht und deutsche Rechtsgeschichte, in welcher Herzog sehr gut bewandert ist, kommt Herzog auf die gegenwärtige militärische Lage zu sprechen. Er ist guter Zuversicht, meint insbesondere, es sei nun die Zeit gekommen, die durch den Vormarsch der großen englischen Heeresmassen nach allen Seiten versprengten Buren und Burenkommandos zu sammeln und zu organisieren. Sie haben den Fehler gemacht, sagt Herzog, nicht gleich von Anfang an Disziplin und Kriegsrecht durchgeführt zu haben. Aber er glaube, es sei noch nicht zu spät dazu.

Ins Zelt zurückgekehrt, finden wir einen Leutnant Anderson, einen in der Oranje-Freistaat-Artillerie angestellten Dänen, der aus dem Spital in Pretoria hierher in den Freistaat zurückkehrt, um die bis zu seiner Verwundung unter seinem Befehl gestandenen zwei Geschütze wieder zu suchen und zu übernehmen. —

Die Leute sind alle sehr begierig, von mir über die Lage in Europa Neues zu erfahren, besonders über ihre Delegierten, die jedoch erst nach meiner Abreise von Neapel dort landeten. Ihre Sprache ist der unseren so ähnlich, daß sie mich und ich sie sofort verstehe.

Später kommt auch Theron, ein junger Transvaaladvokat, der in Transvaal ein Kommando von ungefähr 150 Mann zusammengebracht hat, darunter auch einige Deutsche, Österreicher, Russen, Holländer, Franzosen, Italiener u. s. w., und nun im Rücken der englischen Hauptarmee im Freistaat operieren will. Er scheint entschlossen und energisch und sagt, er habe Vertrauen auf seine Leute, es seien „gute Kerls“. Von Theron erzählt man mir, daß er Cronje während dessen Einschließung Nachrichten überbracht habe.

19. Juni 1900.

Wir fahren ab nach Lindley, Richter Herzog und ich. Theron's Kommando, das entschieden etwas an den 30jährigen Krieg erinnert, zieht denselben Weg, teils vor, teils hinter uns. R. Herzog sagt mir u. a., der Krieg habe die Freistaatsregierung noch keine Million Pfund Sterling gekostet. Was der Bur in den Krieg mitnimmt, ist alles sein Privateigentum.

20. Juni bis 1. Juli, um Lindley.

Nachtragen muß ich noch, daß vor unserer Abreise die Kriegskommission die Frage erwog, was mit den 800 jüngst von Chr. de Wet gefangenen Engländern zu tun sei. Man einigte sich dahin, sie über die Grenze nach dem Basutolande bzw. Natal zu entlassen, da weder Platz noch Kost für sie gerade da war, und man sie bei der Beweglichkeit der Kommandos auch nicht immer mit diesen nehmen konnte. Gegen die Gefangennahme von Telegraphisten, Eisenbahntechnikern und Lokomotivführern hat Lord Roberts protestiert. Es wurde beschlossen, auf den Protest nicht zu antworten, da ja die Gefangenen doch die Freiheit bald wieder haben werden.

Um Lindley finden wir wenig erfreuliche Zustände; seit etwa vier Wochen haben die Engländer unter Generalmajor Arthur Paget Lindley in Besitz genommen, verschanzen den das Dorf beherrschenden Platkop und die Hügelränder umher, und die Buren liegen um das Dorf herum auf allen Seiten, hier ein Haufen, dort ein solcher — „Klumpies, Klumpies“, wie der Bur sagt —, wo immer sich eine günstige Terraindeckung bot, ohne Regel und Organisation und ohne etwas zu tun; sie wissen weder die Stellungen noch die Stärke des Feindes, sondern liegen Tag für Tag in ihren selbstgewählten „Posities“ hinter den Kopjes, lauern auf die Engländer wie der Jäger auf das Wild, und wo ein „Khaki“ sich blicken läßt, wird auf ihn geschossen. Sie gleichen dem durch die Nähe des Raubtieres gefährdeten Wild, das lauert, wo jenes sich eine Blöße gibt. Gestern (19.) kam ein Convoy mit ein paar

100 Mann von Kroonstadt her in das Dorf herein, ohne nennenswert von den kleinen Burenhäufchen auf der Westseite des Dorfes belästigt worden zu sein.

Den Hauptgrund dieser Kriegsführung sollen wir bald erfahren. Auf unserer Fahrt von Norden her kommen wir, Richter Herzog und ich, zuerst nach Grundley, wo ein ca. 700 Mann starkes Kommando Bethlehem-Burghers unter Feldkornet Serfontein liegt; bei ihnen ist auch ein Kruppgeschütz C 73 unter Leutnant Strydom mit noch etwa 200 Granaten, jedoch ohne Schrapnels. Von hier gehen wir weiter südlich auf der Ostseite um Lindley herum, zunächst durch Therons, dann zwei weitere kleine Lager von je ca. 100 Mann nach Piet de Wets Farm, des Bruders Chr. de Wets; Piet de Wet soll hier den Oberbefehl führen, ist jedoch nur bei Tage bei den Kommandos, bei Nacht zu Hause. Um sein ärmliches Häuschen springen seine Kinder herum, so zahlreich wie die Kaninchen. Da er nicht zu Hause ist, unterhalten wir uns einige Zeit mit seiner gesundheitsstrogenden, gar nicht übel aussehenden Frau; sie hat einen breitrandigen Manneshut auf dem Kopfe und macht den Eindruck einer energischen Bauernfrau. Nachdem man das obligate „Kopje Kaffee“ empfangen und nach Burenart eine Zeitlang „drumrum“ geschwätzt hat, wobei Kinder aller Größen um uns herumtrippeln, kommen wir auf die Kriegslage zu sprechen. Hierbei macht die Frau vorsichtig die Bemerkung, man wisse eigentlich nicht recht, wer hier Hauptkommandant sei, ob Prinsloo oder Piet de Wet — was wir uns hinter die Ohren schreiben. Weiter legt die Frau große Furcht an den Tag, da die Engländer in letzter Zeit so viele Farmhäuser in Brand steckten und alles Eigentum, besonders Viehherden, konfiszierten. Sie spricht immer von „Huis in brand stek“, und ob es denn wahr sei, was man in den Lagern höre, daß alle Burghers, die noch kämpfen, nunmehr als Rebellen behandelt werden sollen? — Wir tun unser Bestes, die Frau zu beruhigen und zu ermutigen. In der Tat hat Lord Roberts am 1. Juni 1900 eine Proklamation in Johannesburg erlassen,

wonach „alle Einwohner der Dranjefluß-Kolonie, welche unter Waffen gegen Ihre Majestät in der genannten Kolonie betroffen werden, nach dem 14. Tage, gerechnet vom Datum der Proklamation an, als Rebellen behandelt werden sollen“, nachdem er am 28. Mai die Annektierung des Dranje-Freistaates proklamiert hatte.

Vom Hause Piet de Wets reiten wir nach dem kleineren Lager des ebenfalls als „Hoofdcommandant“ laufenden Prinsloo, nahe der Telegraphenlinie Lindley-Bethlehem. Dieser, ein guter, alter Greis, der sich im Basutokrieg ausgezeichnet haben soll und sehr viel Ansehen und Einfluß bei den Bauern seines Bezirkes genießt, empfängt uns sehr freundlich. Da wir die Frage: „Habt Ihr gegessen“ — mit welcher Prinsloo jeden Besucher empfängt —, verneinen müssen, stärken wir uns zunächst mit einem guten Mahle in seinem warmen Zelt. Nach dem Mahle das Geschäftliche. „Die Burghers,“ meint Prinsloo, „sien allezeit rüstig und halten die Stellungen“ (eine beliebte Redensart). Er holt dann ein Telegramm hervor, wonach Hasbruk und Roux mit ihren Kommandos bei Senekal und Ficksburg kämpfen; ferner zwei abgefangene Depeschen von Lord Roberts an den kommandierenden Offizier in Bloemfontein. Die erste lautet: „Clear the line“ — nach de Wets Zerstörung der Bahnlinie und der Brücken bei Honingspruit-Station; die zweite sagt ungefähr folgendes: „Um Frieden und Ordnung in den nordöstlichen Distrikten der Dranjefluß-Kolonie herzustellen, ist es nicht allein notwendig, passende Garnisonen zu errichten und die Waffen der Burghers zu sammeln, sondern auch fliegende Kolonnen zu organisieren und hinauszusenden in diejenigen Distrikte, in welchen sich noch Burghers unter Waffen befinden.“ — Große Freude machen uns einige Briefe englischer Gefangener; einer schreibt an seine Frau, sie solle ihm keine Vorwürfe machen, wenn sie seine Briefe nicht oder nicht regelmäßig erhalte, „you better ask for that blooming old Christian de Wet“. Einer von der Derbyshire-Miliz schreibt über deren Gefangennahme durch Christian de Wet:

„It was a disgrace to British arms, the whole affair,“ — das Feuer der Buren sei das Schrecklichste, was er je in seinem Leben durchgemacht habe, und er möchte fast sagen, daß er froh sei, gefangen zu sein; denn so etwas möchte er nicht wieder erleben, und die Buren behandeln ihn, wie er es sich nicht besser wünschen könnte.

Im Laufe des Abends kommt noch Piet de Wet, der etwas verdrießlich dreinschauende, temperamentlose Bruder Christian de Wets. Es wird beschlossen, morgen einen Ritt nach den verschiedenen Positionen um Lindley zu machen.

22. Juni 1900.

Wir reiten auf der Südseite Lindleys in westlicher Richtung um das Dorf herum, Prinsloo, Piet de Wet, Herzog und noch eine Anzahl Meldereiter u. s. w. —, bis in die Nähe des Wegs nach Kroonstadt. Fast alle halbe Stunden finden wir ein Häufchen Buren, teils im Lager, teils in den „posities“, und meist machen wir Halt, um zu hören, wie es steht. Überall wiederholt sich hierbei daselbe: Ein Bur nach dem andern kommt her und reicht jedem von uns die Hand; er drückt sie nicht, er streckt sie nur hin zur kraftlosen Berührung; hierbei macht er große Augen und schweigt meist oder sagt tonlos: „Morra, Middag“ oder „Avend!“ Man spricht dann von diesem und jenem, unter anderen auch von den Engländern und von dem Preis der Ferngläser, deren sich viele von den Engländern erbeutete im Lager befinden und mit denen ein tüchtiger Handel betrieben zu werden scheint. Über die Zahl der Engländer in Lindley herrschen die verschiedensten Gerüchte; sicher ist, daß sie nur drei Geschütze haben, zwei auf der Süd-, eins auf der Nordseite. Gegen Abend reiten wir nach dem auf der Südseite postierten Geschütz der Buren, ein von den Engländern erbeutetes Zwölfpfünder-Armstronggeschütz, das wir schon den ganzen Tag über mit den zwei englischen Geschützen Grüße austauschen hörten. In der Stellung, die gut verschanzt ist, finden wir fünf der Bedienungsmannschaften. Sie sagen, ihr

Kommandant sei Korporal Hartmann; sie schießen auf 3900 Yards. Da sie die Tempierung der englischen Schrapnels nicht verstehen, müssen sie es erst ausprobieren. Munition und Zünder liegen noch in der Originalpackung herum.

Später kommt Hartmann. Er sagt, er habe tüchtig auf die Engländer geschossen, und die Engländer haben ihm mit all ihren Schrapnels nichts geschadet. Er wolle übrigens seine „Kanone“ in eine andere Position bringen, von welcher man das ganze Dorf und das englische Lager beschießen könne. Wir reiten sofort nach dieser Stellung, wo schon eine Schanze auf dem flachen Kopfe gemacht ist. Von hier aus sehen wir den größten Teil des Dorfes und das rechts von demselben befindliche Zeltlager und die Wagen der Feinde. Es sind etwa 70 Zelte, also können es nicht so viele Engländer sein. Wir sehen eine Anzahl Fußgänger auf den Platkop steigen, den die Engländer zu einer Art Citabelle von Lindley gemacht haben. Plötzlich feuert eines der englischen Geschütze auf uns. Raum der Mühe wert wegen der paar Leute. Es flogen noch mehrere Granaten und dann Schrapnels; aber da wir Deckung haben und die Schrapnels direkt über uns krepieren, tut keines Schaden.

Der alte Prinsloo ist in die beiden letzten Positionen nicht mitgegangen, sondern voraus nach seinem Lager geritten. So reiten wir mit Piet de Wet allein zurück. Angesichts der geringen Zahl der in Lindley eingeschlossenen Engländer wird der Plan erörtert, Lindley zu nehmen; einmal wäre es ein moralischer Erfolg und dann eine Hemmung des weiteren Vormarsches der Engländer gegen Bethlehem. Piet de Wet meint, ein Kommando müsse den Platkop (im Norden) nehmen, während ein anderes von Süden her im Flußbett vor Tagesanbruch an die Stadt sich heranschleichen solle bis auf wirksame Kleingewehrfeuer-Distanz. Richter Herzog spricht dem Plan zu; morgen soll er ausgeführt werden. Piet de Wet verläßt uns bei Einbruch der Dunkelheit mit den Worten, jetzt müsse er noch herumreiten bei den verschiedenen Kommandos, um

Freiwillige für den Plan zu kriegen, und er wisse im voraus, daß er keine 30 zusammen bekomme. — In seinem Gesichte liegen Verdruß und Hoffnungslosigkeit. — Wir kehren bei später Nacht ins Lager Prinsloos zurück. Kein Wunder, wir haben oft große Umwege gemacht, nur um einen Stacheldrahtzaun vor dem Durchschneiden zu schonen. Einmal machte der ganze Stab auch Halt, um eine Schlange zu töten.

23. Juni 1900.

Vor Lindley bei Glandsfontein.

Aus dem geplanten Sturm auf Lindley ist natürlich nichts geworden, und der Tag verlief friedlich. Richter Herzog und ich verlassen Prinsloos Lager und gehen zu dem eine halbe Stunde entfernten Lager bei Glandsfontein, vermutlich, weil Herzog Piet de Wet nicht verletzen und bei Prinsloo nicht zu Gast sein will. — Bei dem Amritt gestern wechselten die beiden, Piet de Wet und Prinsloo, außer dem Gruße kaum ein Wort.

Abends mit Richter Herzog im Hause Piet de Wets bei dem obligaten Kopje Kaffee. Die Frau Piet de Wets fängt schon wieder zu lamentieren an von dem „huis in brand stek“ und von dem Konfiszieren und von dem „schapen vat“ und der „Rebellen-Proclamatie“. Piet de Wet produziert dann verschiedene Proklamationen u. s. w., die ihm der englische Befehlshaber in Lindley irgendwie zuzustellen mußte: Einmal die schon erwähnte Rebellenproklamation von Lord Roberts, d. d. Johannesburg, 1. Juni 1900, wonach die nach dem 14. Juni in der Dranjefluß-Kolonie noch unter Waffen stehenden Burghers als Rebellen behandelt werden sollen. Ferner folgende

„Wichtige Bekanntmachung.

Jeder Einwohner, der nicht Anzeige erstattet von dem Versammeln eines Burenkommandos oder von feindlichen Bewegungen, welche in seiner Nachbarschaft stattfinden, soll äußerst streng be-

handelt werden und sich der Konfiskation von Vieh und anderem Eigentum und dem Abbrennen seiner Häuser aussetzen.

Lindley, 20. Juni 1900.

Auf Befehl
(gez.) F. B. de Bertodano,
Hauptmann und Distriktskommissar.
A. Paget, Generalmajor,
Befehlshaber Ihrer Majestät Truppen in Lindley."

Ferner folgende als Plakat gedruckte

„Bekanntmachung.

Zufolge Instruktionen von dem Feldmarschall und Höchstkommandierenden haben alle Kommandanten von Stationen durch ihre berittenen Truppen den Einwohnern so weit als möglich bekannt zu geben, daß Störungen unserer Eisenbahn- und Telegraphenlinien nicht geduldet werden können, und daß in allen künftigen Fällen die nächstgelegene Farm niedergebrannt werden wird. —

Im Zusammenhange damit ist die Farm Christian de Wets verbrannt worden, da vor zwei Tagen nahe derselben eine Brücke von den Buren zerstört wurde.

Lindley, 15. Juni 1900.

(gez.) H. L. Smith = Dorrien, Generalmajor,
Chef der Verbindungslinien Pretoria—Kroonstadt."

Richter Herzog nimmt diese Urkunden an sich, um sie dem Präsidenten zu zeigen. Mit dem Eindruck, daß auf Piet de Wet nicht viel zu bauen ist, verlassen wir ihn. Christian soll seinem Bruder einen energisch ermahnenden Brief geschrieben haben.

24. Juni 1900.

Wie gestern verabredet, machen wir heute einen Umritt in die Stellungen nördlich um Lindley. Prinsloo geht nicht mit, dafür Strydom und Theron. Die Aufklärung erstreckt sich hauptsächlich auf die englischen Stellungen auf und um den das Dorf beherrschenden Platkop. Diesen haben die Engländer stark befestigt — denn sie sind ja, seit sie im Dorf sind, be-

lagert —, und er ist nur durch einen langen Sturm Lauf über das langsam ansteigende Feld zu nehmen. Hieran wollen die Leute nicht, auch Theron nicht recht. Er hat sich bereit erklärt, mit seinen Freiwilligen zu helfen. Ein neuer Sturmplan, ähnlich dem von vorgestern, nur mehr detailliert bezüglich der nördlichen Operationen, wird besprochen. Zwecks besserer Vorbereitung soll er erst übermorgen früh ausgeführt werden. Prinsloo, zu dem wir abends zurückkehren, soll die Ordres geben. Nach dem Abendessen, nachdem er das Tischgebet gesprochen hat, diktiert er sie seinem Schreiber, einem jungen Buren. Außer mir ist niemand mehr im Zelte. Der Befehl beginnt: „Nachdem der Hauptkommandant Piet de Wet und Richter Herzog übereingekommen sind, Lindley zu nehmen, belieben Sie u. s. f. . .“ Ich teile dies natürlich sofort Richter Herzog mit, da wir zuvor lange über das unglückliche Verhältnis und die Stellung der beiden „Hoofd-Kommandanten“ Prinsloo und Piet de Wet gesprochen hatten. Er teilt mir mit, Prinsloo sei zu Anfang des Kriegs der vom Präsidenten ernannte Hoofd-Kommandant gewesen, man sei jedoch mit seinem Verhalten in Natal nicht zufrieden gewesen; bis jetzt sei ein anderer Hauptkommandant nicht ernannt. Wahrscheinlich werde Chr. de Wet dies sein. Prinsloo wegzukriegen sei nicht leicht, er habe einen großen Anhang.

26. Juni 1900.

Aus dem geplanten Sturm wird wieder nichts. Theron ist gestern, offenbar aus Überdruß, ohne uns etwas wissen zu lassen, in südwestlicher Richtung abgezogen. In der Annahme, daß vielleicht doch etwas geschehen werde, reite ich morgens nach Grunsvley-Lager zu Leutnant Strydoms „Kanone“. Als wir eben frühstücken, kommen ein paar von den stets auf dem nahen Spitzkopje lauern den Burghers: „Schnell die Kanone herauffahren! De Khakis kom uit de dorp uit op de bild!“ Rasch ist eingespannt, acht Pferde, die zwei Stangenpferde werden per Leitseil von einem auf der Proge sitzenden Bauern

gelenkt, dem „Dhm Van“, — ein höchst unmilitärisches Bild! Eine viergeschützige englische Batterie fährt in der Ebene vor uns auf und feuert auf ein ca. 300 Meter rechts von uns befindliches, einzelstehendes Farmhaus mit Granaten. Sie wollen offenbar das Haus auf diese Weise zerstören. Strydom stellt sein Geschütz hinter den Rand des Kopjes und beginnt das Feuer mit 4600 Meter Granaten. — Erster Schuß davor! — 4700 Meter! — Strydom ruft: „Schöner Schuß! Mitten unter sie!“ — 4700 Meter, weiter mit Granaten, da keine Krupp-Schrapnels mehr da sind. Bis wir ca. sechs Schuß abgegeben haben, haben die Rhafis sich auf uns eingeschossen und eröffnen ein rasches Schrapnelfeuer. Die Schrapnels plagen übrigens meist zu hoch und zu direkt über uns. Wie ich mich umsehe, laufen unsere Bedienungsmannschaften eiligst nach der seitwärts in Deckung befindlichen Proge. Leutnant Strydom schleppt Steine zusammen, um sich eine Schutzwehr zu bauen. Vergeblich suche ich die Leute zum Zurückkommen und zum Herbeischaffen der in der Gile mit der Proge weggeführten Munition zu bewegen. Als ich dies dem Leutnant Strydom mitteile, meint er, man könne nicht erwarten, daß die Leute dies unter diesem Feuer tun. Die Leute sahen mich sehr erstaunt an, als ich rief: „Ons mut de ammunitie naar de Kanon breng!“ — Nach etwa $\frac{1}{4}$ stündigem Schießen proßt die englische Batterie auf und fährt rasch nach Lindley zurück; unsere Bauern kommen leider jetzt zu spät zum Feuern. — Dieses kleine Gefecht hat mich sehr deprimiert. Wie soll dies Volk von Bauern auf diese Weise gegen eine organisierte Armee siegen? Ja, die Buren wollen für ihre Freiheit leben, nicht sterben. Man kann freilich von einfachen Bauern kaum erwarten, daß sie sich aus eigenem Antriebe dem Tode aussetzen. Darin liegt der Wert der Disziplin im Kriege.

Nach dem Gefecht kommt Richter Herzog, der von ferne zugeesehen hatte. Er bringt die freudige Kunde, daß Christian de Wet mit seinem Kommando in der Nähe sei und von Norden her auf Lindley „treffe“. Hoffentlich wird's dann

anders. Als ich zu Herzog sage, wenn die Leute Vindley nicht nehmen und nicht stürmen wollen, warum liegen wir dann untätig drum herum, warum gehen wir nicht mit allen weg nach der Bahnlinie und unterbrechen die Verbindungen von Lord Roberts, erwidert er: „Ja, wissen Sie, viele von den Burghers haben ihre Farmen hier und würden dann nicht mitgehen.“ Da ging mir ein Licht auf! Das ist der naive, beschränkte Lokalpatriotismus des Bauern. Sohm hat recht: „In seinem Schweinestall, da ist sein Herz!“ Sie liegen um die Städte herum, nicht um die Städte zu erobern! Nein, nur um den Feind nicht herauszulassen, daß er nicht auf ihre Farmen komme und ihnen ihr Eigentum nehme. Was hätten die Bauern für ein Interesse daran, um Städte, die doch meist den Ausländern gehören, zu kämpfen! Zudem haben diejenigen Burghers, die in Städten und Dörfern wohnen, vielfach „hands up“ gemacht, sobald die Engländer einmarschierten. Sie fürchteten für Hab und Gut.

Abends sieht Strydom nach einer besseren Stellung für sein Geschütz in der Nähe des von den Engländern heute früh beschossenen Hauses. Von dieser Stellung aus sehen wir die Engländer vor dem Platkop emsig an einer Schanze graben. Wir feuern einige Granaten, 4600 Meter. Da die Rhakis sich nach jedem Schuß hinter der Schanze ducken und nach dem Aufschlag der Granate wieder emporkommen, haben die um das Geschütz herum dem Feuer zusehenden Burghers eine kindliche Freude; sie sagen immer: „Da geht Rhaki! Da ist Rhaki wieder!“ — Nachdem der erste Schuß in die Schanze einschlug, liefen einige Engländer aus der Schanze weg und nach Vindley zu, wurden jedoch von einem anderen sofort wieder zurückgeholt. Leutnant Strydom, der von Major Albrecht unsere deutschen Schießregeln wohl kennt, hält sich nicht an dieselben, sondern schießt einfach nach Wirkung und Beobachtung, und zwar ganz gut. Der erste Schuß, 4700 Meter, war nicht weit dahinter; er kommandiert 4600! Da dieser Schuß seitwärts der Schanze und darum zweifelhaft war, sage ich zu ihm, er solle warten,

ob der Rauch vor oder hinter der Schanze vorbeizieht. „Ich verstehe zu schießen,“ war die Antwort. Er hat aber nachher doch auf den Rauch geachtet. — Nachmittags besuchten wir das Farmhaus, auf das die englische Batterie geschossen hatte; drei Geschosse hatten in das Haus geschlagen, eines krepierete im Schlafzimmer. Verletzt wurde niemand. Es waren Frauen und Kinder im Hause. Sie hatten sich alle in die dem Feinde zugekehrten Ecken der Zimmer gelegt. —

Die Engländer haben, wie ich heute höre, auch das Haus des alten, grauhaarigen Ehepaars verbrannt, welches wir bei unserem Umritt nördlich von Lindley in einer Kaffernhütte fanden. Zu den Kaffern müssen sich diese armen Bauern flüchten.

27. Juni 1900.

Im Lager bei Glandsfontein. Heute war Kriegsrat. Herzog ging jedoch nicht dazu, sagt auch nichts über denselben. — Im Lager hier verbringe ich angenehme und interessante Plauderstunden mit Dr. Reizel, dem Sohne eines deutschen Missionars in Berlin in Natal. Er hat nur zwei Verwundete zu pflegen und Zeit genug zum Erzählen von den deutschen Siedelungen in Natal u. Besonders sympathisch ist mir der alte General Olivier. Er wollte mich gleich kennen lernen, als er von meiner Ankunft hörte. Das ist ein alter Bur von echtem Schrot und Korn. Kaum ist sein Arm von einer Wunde geheilt, trägt er schon wieder das Gewehr. Er hat auch Interesse, will viel von Deutschland hören; ebenso der witzige Beyers. Es ist merkwürdig, wie leicht wir uns gegenseitig verstehen; es sind halt plattdeutsche Bauern.

28. Juni 1900.

Reite mit Richter Herzog nach Christian de Wets Lager. Erstes Zusammentreffen mit „Dhm Christian“. Er sitzt in seinem Zelt an einem Tischchen, gibt Weisungen und empfängt Meldungen, „Briefsche“, wie der Bur sagt. Er ist mittelgroß,

mag etwa 48 Jahre alt sein, trägt einen dunkeln Vollbart, hat einen breiten Mund, scharfgeschnittene und außerordentlich fest geschlossene Lippen und kleine, scharfe Augen. Er spricht langsam und außerordentlich einfach und gerade heraus, stößt etwas mit der Zunge an. In seinem Wesen liegt schlichte Einfachheit und große Ruhe und Überlegung. Was nicht zu ihm paßt, ist sein dicker Khakirock, wie er sagt, die einzige Beute, die er bei Koodewall gemacht hat. Wir waren nicht lange in seinem Zelt, da kommt ein alter Bur herein und klagt ihm, wie ein Kind, seine Pferde laufen ihm immer weg vom Lager, was er denn tun solle. Chr. de Wet sagt, da könne er ihm doch nicht helfen, er solle sie eben fangen. Der Bauer wiederholt seine Klage, worauf Chr. de Wet ihm wieder den gleichen Bescheid gibt. Der Bauer klagt weiter. Hierauf weist ihn Chr. de Wet bestimmt zurecht: Er habe anderes zu tun, als auf die Pferde aufzupassen. Wenn das Sache vom Hoofdcommandanten wäre, da könnte man viele Hoofdcommandanten haben. Er solle seine Pferde fangen oder die Sache seinem Feldkornet sagen. Mit den Worten: „Det is vor my a slechte Trost“ verläßt der Bur langsam das Zelt. — Es ist dies das erste Mal, daß ich einen Buren energisch mit einem anderen Buren sprechen hörte. Die Buren sind auffallend rücksichtsvoll unter sich und wollen ja nicht verletzen und anstoßen.

Während Chr. de Wet mit R. Herzog vertraulich spricht, lasse ich mir von einigen der Artilleristen die Koodewall-Siding-Affaire erzählen: Die Buren umzingelten morgens die schlecht auf ihre Hut bedachten Khakis, Chr. de Wet sandte eine Aufforderung, sich zu ergeben, mit zehn Minuten Bedenkzeit. Die Khakis wollten sich nicht ergeben, sondern suchten rasch Deckung und machten Schanzen, zum Teil aus Postfäcken. Nach einem mehrstündigen Feuer (ca. 600 Buren und 3 Kanonen) ergaben sie sich. Chr. de Wet hieß sie die Waffen niederlegen und beiseite treten. Hierauf kamen die Buren aus ihren Stellungen, und nun wurde tüchtig „Beut gemaakt“; jeder suchte möglichst viel zu kriegen, besonders aus den Postfäcken des Eisenbahnzugs,

in denen die schönsten Sachen gefunden wurden. Kaffee, Thee, Zucker, Kakao und Tabak wurden besonders begehrt. — Die Riesensmenge von Postbeuteln ließ de Wet alle verbrennen in dem großen Feuer, durch das auch die erbeutete Munition vernichtet wurde. Als ein englischer Offizier dagegen protestierte, sagte er, er müsse das tun, sonst lesen seine jungen Leute die Briefe und machen sich darüber lustig!¹⁾ —

29. Juni 1900.

Richter Herzog, der neben seiner richterlichen Stellung auch noch Haupt der Artillerie des Freistaats, der Telegraphisten und der Melbereiter ist, geht heute nach Keiz zu einer Sitzung des Kriegsgerichts über ein paar Verräter. Ich schließe mich der Artillerie an, und zwar bei Strydoms Krupp-Geschütz C/73. Herzog stellt mir einen guten Schimmel auf Regierungskosten zur Verfügung.

2. Juli 1900.

Auf dem Wege nach Bethlehem.

Endlich hat das untätige Lagerleben bei Lindley ein Ende genommen. Eine englische Heersäule zieht auf dem Wege nach Bethlehem aus Lindley aus mit vielen Wagen, und gleichzeitig macht eine englische Abteilung einen Angriff auf unsere Positionen und unser Lager bei Glandsfontein, mit der bald zu Tage tretenden Absicht, uns von einem Angriff auf die Heersäule und den Wagenzug abzuhalten und event. uns den Weg nach Bethlehem abzuschneiden.

Fronemann schickt nach uns, heißt uns auf einem Hügel am Talrand auffahren, von wo aus wir den langen Wagenzug des Feindes herrlich beobachten können. Von Heilbron her war vor einigen Tagen Verstärkung nach Lindley gekommen.

¹⁾ In einer erbeuteten englischen Zeitung las ich später, daß Christian de Wet dem sich ergebenden Anführer der Engländer zuerst sein Bedauern ausdrückte, daß er ihnen habe eine solche Behandlung widerfahren lassen müssen. Dies ist sehr charakteristisch.

Wie eine schwarze Schlange wälzt sich der Zug auf der Straße nach Bethlehem dahin. Diese führt im Flußtale nach Süden. Nach Abgabe einiger Schüsse auf 5000—5200 m auf die dem Zug vorausziehende englische Batterie, die diese aber nicht erwidert, sagt Fronemann, wir sollen vor dem Feind auf dem linken Talrande herfahren und dort irgendwo eine passende Stellung nehmen. So fahren wir mit ca. 40 Burghers nach Süden. Auf dem Wege begegnen wir Piet de Wet, der sagt, er wolle zurück und rasch die Burghers holen, da der Feind einen Vorstoß von Lindley her nach Westen mache. Bald sehen wir denn auch die Burghers unter den Granaten des Feindes vom Lager her zu uns eilen. Über Glandsfontein und da, wo unser Lager war, pläzen lustig die englischen Schrapnels.

Die Engländer wollen Bethlehem, den jetzigen Regierungssitz und Hauptstadt des Oranje-Freistaates, nehmen. Wir müssen ihnen voraus. Denn Bethlehem soll verteidigt werden, und zudem dürfen wir uns den Weg in die Berge südlich von Bethlehem nicht abschneiden lassen. Dort haben wir in den mächtigen Drakensbergen immer einen sicheren Schlupfwinkel.

Nachdem wir verschiedentlich nach einer Stellung für das Geschütz umgesehen hatten, wobei jedesmal eine Menge Burghers mitreiten und ihren Senf auch dazu geben, nehmen wir Stellung auf einer flachen Anhöhe mitten im Tale, von wo aus wir die ganze Breite der Talsenkung beherrschen können. Die Burghers helfen bereitwillig, eine Schanze zu machen, die wirklich sehr gut ausfällt. Die Lydditbomben, von denen die Buren so viel reden, haben sie offenbar das Schanzenmachen gelehrt. Wir waren noch mit der Schanze beschäftigt, da kommen Theron und Leutnant Smit von der D. B. S. Artillerie. Sie teilen mit, daß Kommandant Roux (der frühere Präbikant) und Gasbruk mit ihren Kommandos und drei Geschützen die westlichen Höhen längs des Tales besetzt haben. Das verspricht einen guten Empfang für die Rhafis! Das Hartmannsche Geschütz soll auch noch auf die Ostseite des Tales. Als wir von Lindley heute früh wegfuhrten, ließ

Leutnant Strydom dem Korporal Hartmann sagen, gemäß Weisung von Richter Herzog solle sein Geschütz auch unter Strydoms Befehl kommen. Er solle daher mit seinem Geschütz zu ihm stoßen. Hierauf ließ Hartmann sagen, er stehe unter keinem anderen, und kam nicht. — Das Hartmannsche Geschütz nahm übrigens dann doch Stellung auf der Ostseite des Tales. Dort war auch das Gros der Burghers hinter den Hügelrändern; mit uns waren nur noch ca. 20. Mit Einbruch der Dunkelheit kommen einige Burghers von dort her, von welchen einer Strydom mitteilt: Order van de Hoofdkommandant, daß die Kanone zurück müsse. Strydom scheint der Richtigkeit des Rapports nicht recht zu trauen, denn er fragt den betreffenden Burgher hin und her aus. Nach seiner Mitteilung ist Christian de Wet im Lager, das auf einem weiter östlich nach Bethlehem laufenden Weg gezogen ist. Mit Bedauern verlassen wir schließlich unsere schöne Schanze und ziehen in östlicher Richtung, etwa eine halbe Stunde lang, nach dem Talrand, wo wir bei einem deutschen „Winkel“ (Laden) ein Burgherkommando unter dem alten Steenekamp mit seinem hohen, steifen Filzhut finden. Hier legen wir uns schlafen, um weiteren Befehl vom Hauptlager abzuwarten.

3. Juli 1900.

Die Sonne ging auf; aber der Befehl kam natürlich nicht. Leutnant Strydom ist der Ansicht, daß der gestrige Rapport wieder einmal ein falscher war, d. h. ein erdichteter. Ich habe Richter Herzog einmal unser schriftliches Rapportsystem geschildert, worauf er sagte, das Lesen und Schreiben mache den Leuten zu viel Schwierigkeit. Als Grund des erdichteten Rapports vermutet Strydom, daß die Burghers die Stellung auf der Bildfläche im Tal für zu gefährlich hielten. — Als am Morgen noch kein Rapport da ist, und Strydom zu Steenekamp sagt, er wolle wieder in die Stellung zurückgehen, heißt dieser dies gut. Als jedoch Strydom nahe legt, daß er eine starke Bedeckung von Burghers brauche, meint Steenekamp:

auf dieser kahlen Fläche seien doch keine „posities“ für die Burghers. — „So, aber die Artillerie ist gut genug, um dort zu stehen,“ erwidert Strydom aufgebracht und erklärt, daß er nicht in die Stellung gehe, wenn die Burghers nicht mitgehen.

Schließlich suchen und nehmen wir eine sehr gute Stellung auf einem nahen Hügel; ca. 1000 m rechts von uns fährt Hartmann auf, drüben über der Talsenkung uns gegenüber stehen die anderen Geschütze von Roux' und Hasbruks Kommando. Ca. 300 m vor uns hinter einem Kopje liegt Steenekamp mit seinen Burghers. Wir warten etwa zwei Stunden. Endlich gegen Mittag sehen wir von Norden (Vindley) her vereinzelte Reiter und bald ein ganzes Regiment oder noch mehr in der Ferne erscheinen. „De Khakis kom,“ sagen die Buren; „daar kom elle uit op die bild.“ Sie reiten in einer breiten, über die ganze Talsenkung quer sich erstreckenden Front, „in skirmishing order“, d. h. drei Glieder tief und mit einem Abstand von etwa 10 m von Reiter zu Reiter, im Schritt, direkt in den durch unsere Geschütze gebildeten Halbkreis hinein. Anstatt sie nahe herankommen zu lassen, feuert plötzlich drüben über dem Tal eins der Geschütze auf 4600 m. Alle anderen folgen rasch, und die Khakis jagen in Unordnung unter den von allen Seiten unter sie fliegenden Granaten im Galopp zurück.

Ein schön angelegtes Gefecht ist verdorben. Unsere wohlverdeckten Stellungen sind verraten, weil ein junger Korporal nicht warten konnte; denn jeder Geschützführer hat die Selbstständigkeit eines Batteriechefs und feuert, wenn er es für Zeit hält.

In der Ferne sehen wir den englischen Stab Kriegsrat halten: „Elle hou krygsrat.“ Etwa nach einer Stunde fahren zwei englische Batterien auf dem rechten englischen Flügel auf; eine dreigeschützige im flachen Felde und hinter ihr, auf einer Anhöhe, zwei „Lyddites“, wie die Buren sagen. Es beginnt nun ein Artilleriegefecht zwischen diesen und den zwei Geschützen auf unserem linken Flügel, das bis Sonnenuntergang dauert,

auf unserer Seite jedoch keinen Schaden anrichtet. Der Feind schießt meist über das Ziel, Leutnant Schmidts Geschütz schießt leider immer zu kurz, was wir alles von unserer Seite aus herrlich sehen können; er hielt sich natürlich auch nicht an die Gabelbildung, sondern schießt empirisch. Vor Sonnenuntergang stürmten Therons Leute die dreigeschützige englische Batterie; sie hatten sich durch ein Kornfeld nahe an dieselbe herangeschlichen, schossen die Offiziere, darunter einen Major, und die meisten Mannschaften weg und suchten dann die drei Geschütze wegzubringen, wurden jedoch bald wieder durch eine in zwischen herbeigeeilte Abteilung Rhafis vertrieben.

Etwa um acht Uhr ziehen wir ab in der Richtung auf Bethlehem. Es ist empfindlich kalt und neblig. Trotzdem hört man da und dort ein paar junge Buren auf dem Marsche singen. Nachts 1 Uhr stoßen wir zum Hauptlager Christian de Wets, ein sehr großes Lager, etwa „twee uur te perd“ von Bethlehem. — Der Feind soll eine Flankenbewegung nach unserem linken Flügel gemacht haben.

4. Juli 1900.

Lager südlich von Bethlehem.

Morgens Abmarsch vom Lager, dessen große Ausdehnung jetzt erst voll sichtbar wird. Die Geschütze sollen warten, sagt Fronemann; das Lager zieht sich bis hinter Bethlehem zurück. Die Artillerie muß wieder den Rückzug decken. Da Fronemann wieder „drumrumschwätzt“, wählen wir schließlich selbst eine Position bei einem Viehtraal östlich vom Hauptweg nach Bethlehem. Westlich stehen noch zwei Burengeschütze in sehr guten Stellungen auf der Höhe, und bei ihnen ist das Gros der Burghers. Bei uns sind nur etwa 30. Jene zwei Geschütze ziehen übrigens bald ab, als die Rhafis sich auf unserem — dem rechten — Flügel zeigen.

Gegen Mittag rückt wieder die englische Kavallerie in skirmishing order, genau wie am Tage zuvor, in der Ferne heran. „Elle kom as de sprinkhanen,“ sie kommen wie die

Heuschrecken, sagen die Buren. Sie bewegen sich langsam und vorsichtig direkt auf das Spitzkopje zu, offenbar in der Erwartung, daß dasselbe besetzt ist. Es ist reizend, zu sehen, wie ängstlich die Pferde tänzeln und schwänzeln. Die letzten paar 100 m vor dem Kopje galoppieren sie. Als wir hierauf plötzlich rechts von dem Spitzkopje eine geschlossene Abteilung englischer Reiterei erblicken, fahren wir im Galopp auf und feuern etwa 10 Granaten mit wunderbarem Glück auf 4700 m. Entfernungen schätzen und zielen können die Buren famos; schon der zweite Schuß ist ein Volltreffer, man sah Pferde und Reiter auseinanderfliegen und bald auch den englischen Ambulanzwagen herbeifahren. Auf dies hin jagte wieder, wie gestern, die ganze feindliche Reiterei im Galopp zurück. Nun sieht man wieder in der Ferne den englischen Stab Kriegsrat halten. Es kommt aber zu keinem zweiten Angriff. Wir bleiben noch etwa zwei Stunden in Wartestellung und ziehen dann ab auf dem Wege nach Bethlehem, da wir den Feind in östlicher Richtung abmarschieren sehen.

Bald haben wir das vor uns abgezogene Lager und die Burghers erreicht. Auf dem Wege kam ich an einer Quelle mit Strydom zusammen, an welcher viele durstige Buren standen, wartend, bis jeder an die Reihe komme. Als ich heranritt und freudig ausrief: „Mooi water, leker water!“ sagte ein alter Bur: „Gebt dem Kerl zu trinken; es scheint mir, das ist ein Deutscher!“ — Ich galoppiere dann mit Strydom voraus nach Bethlehem, einem reizenden Städtchen, hinter dem sich wie eine mächtige Wand die Drakensberge erheben. Im Hotel verschlingen wir rasch noch ein gutes Essen; Dr. Reizel, der alte Prinsloo und Olivier sind auch da. Wer weiß, wann wir wieder an einem gedeckten Tisch sitzen werden! Denn bald werden die Rhafis auch hier sein, und dann haben wir nur noch die Berge an der Basutoland-Grenze und das kleine Dorf Fouriesburg. Trotzdem wir immer retirieren müssen, sind die Buren stets fröhlich und guter Dinge.

5. Juli 1900.

Hauptlager, etwa eine Meile hinter Bethlehem, ungefähr 7000 Mann stark. Dies ist die zur Zeit geschlossen im Felde stehende Streitmacht des Oranje-Freistaates. Es geht wohl dann und wann das Gerücht, daß westlich von der Bahnlinie kleine Kommandos da und dort wieder aufgestanden seien oder noch in den Waffen stehen; allein es gehen so viele Gerüchte. Der Präsident und das Lager der Regierung befinden sich in den Bergen hinter Retiefs Nek. Ich reite morgens hinein in das Dorf, um Kaffee und Zucker zu holen. Ein „Kopje Koffee“, vollends „met Zuiker“, erscheint uns die größte Delikatesse. „Ohne Kaffee können wir nicht Krieg machen!“ — Im Städtchen höre ich die große Neuigkeit, daß in China Revolution sei.

Um elf Uhr ziehen wir in die „posities“. Das Bethlehem-Kommando, zu welchem Strydoms Geschütz gehört, soll die Höhen westlich von Bethlehem verteidigen, jenseits des Flusses. Kommandant Fronemann und Feldkornet Serfontein ziehen mit aus. Prinsloo scheint im Lager zurückgeblieben zu sein, wie stets so viele tun: der eine muß ein Schaf schlachten, der andere Kaffee machen, dem dritten ist's nicht gut. So z. B. ziehen von dem Bethlehem-Kommando heute kaum mehr als die Hälfte mit uns aus dem Lager. Piet de Wet soll, so höre ich, als eine Art „Assistent-Hoofdkommandant“ seinen Bruder von jetzt ab begleiten; sie sind auf dem linken Flügel. Christian de Wet führt von jetzt ab das Oberkommando. Was sie wohl mit dem alten Prinsloo gemacht haben? — Unser Geschütz kommt auf den äußersten rechten Flügel; wir machen wieder unter Beihilfe der Burghers „a mooi schanze“ und schlafen in derselben.

6. Juli 1900.

Vor Bethlehem in Stellung.

Nachtragen muß ich, daß wir gestern abend schon den langen Zug der Engländer auf der Straße Lindley-Bethlehem

in der Ferne erblickten. Die Luft ist hier zu Lande erstaunlich klar. Hierbei sahen wir, wie schon an den vorhergehenden Tagen, plötzlich eine Rauchsäule aufsteigen. Die Engländer haben wieder einmal ein Farmhaus in Brand gesteckt. Frauen und Kinder werden weggejagt und können zur nächsten Farm laufen, die noch steht. Darum finden wir oft auf einer Farm so viele Frauen und Kinder beisammen, die kaum zu essen haben. So erging es auch Christian de Wets Frau und Kindern. Das Zufußgehenlassen ist besonders hart, da die Entfernungen so groß sind, und jedermann fährt oder reitet. Eine Farm von 500 Morgen — der Bur rechnet auch nach Morgen — ist „ein kleiner Plaats“; eine Durchschnittsfarm hat 1500 Morgen im Dranje-Freistaat.

Schon mit Tagesanbruch hören wir Geschützfeuer von unseren Geschützen auf unserem linken Flügel. Sie feuern auf die rekognoszierende englische Kavallerie, natürlich wieder auf sehr große Entfernung. Leutnant Strydom meint, er müsse sich auch hören lassen, und feuert auf die uns gegenüber vor dem Fluß herumreitenden Kavallerie-Abteilungen. Bald kommen, durch unser Feuer angelockt, Burghers vom Bethlehem-Kommando, das ca. 1000 m hinter uns hinter einem Bergrand liegt, so daß wir nur den Rauch ihrer Feuer aufsteigen sehen. Sie kommen in kleinen Trupps, darunter auch Feldkornet Serfontein, alle mit der obligaten Frage: „Hoe lykt et?“ (Wie steht's?) Auch Piet de Wet und der alte Olivier kommt. Wir setzen uns gemütlich auf der Höhe nieder, schwagen und warten, wo und wie die Rhafis angreifen werden. Etwa um acht Uhr reiten vier Engländer, voraus ein Parlamentär mit der weißen Flagge, auf der Straße nach dem Dorfe zu. Sie melden, daß General Clements unbedingte Übergabe von Bethlehem verlange, was Christian de Wet natürlich verweigert. Die Engländer hätten sich das nach dem Feuern heute morgen schon sagen können, aber das war wieder der alte Trick, um unsere Stellungen zu erkunden. Glücklicherweise reiten die Buren ihnen entgegen und halten sie vom weiteren Heranreiten

ab. Gegen Mittag greifen die Engländer den linken Flügel an. Dieser war zwar von Natur nicht so gut zu verteidigen wie der unsrige, aber um so stärker an Mannschaften und Geschützen. Dort lagen Roux' und Hasbruks Kommandos und vier Geschütze, zwei davon auf dem Platkop, westlich vor der Stadt; hinter der Stadt, auf einem ziemlich hohen, gegen die Stadt steil abfallenden „Rooskopje“ stehen Hartmanns und ein weiteres Geschütz.

Der Kampf drehte sich naturgemäß zunächst um die am weitesten vorgeschobene Stellung auf dem Platkop, auf welche die Engländer eine viergeschützige Feldbatterie mit Schrapnels und eine zweigeschützige Lydditbatterie stundenlang feuern lassen. — Die „Lydditgeschütze“ haben eine große Tragweite, sie waren stets außerhalb der Tragweite der Burengeschütze. Dreimal versucht die englische Infanterie gegen Abend, den Hügel zu stürmen, dreimal wird sie zurückgeschlagen. Bis in die Nacht hinein dauert das Kleingewehrfeuer. Das sind die Tapferen Christians. Auch Theron steht dort. Ohne daß unsere Stellungen verändert sind, geht der Tag zur Neige. Ein Glück für uns war es, daß die Engländer unseren rechten Flügel nicht angriffen; denn hier hätten sie wenig Widerstand gefunden. Unsere lieben Bethlehem-Burghers lagen hinter dem Rand, ca. 100 m hinter dem Geschütz. Und ihr schlafmütziger Feldkornet Serfontein war die meiste Zeit bei unserer Schanze, anstatt mit seinen Burghers in der ihm von Christian de Wet und Fronemann angewiesenen Stellung hinter einem Höhenrücken, ca. 1500 m vor uns. Als um neun Uhr vormittags noch kein Burgher in der Stellung war — offenbar frühstückten sie noch. —, schickte Serfontein einen jungen Buren zurück: „De Burghers zal a bitje kou (schnell) maak en in de posities gaan!“ Hierauf ritten so nach und nach etwa 60 in die Stellung vor, die übrigen ca. 100—200 blieben ruhig hinter dem Rand.

7. Juli 1900.

In den Bergen südlich Bethlehems.

Die Engländer sind jetzt in Bethlehem, und wir mußten wieder einmal „retirieren“.

Mit Tagesgrauen feuern unsere zwei Geschütze auf dem Platkopje auf das englische Lager im Tal. Es wollte mich gestern abend schon wundern, daß die feindlichen Lagerfeuer so weit vorgeschoben waren; offenbar haben die Engländer aus Müdigkeit nicht weit hinter ihren Feuerstellungen gelagert. Es ist reizend, zu sehen, wie alles in Panik davonrennt. Eine dreigeschüssige Batterie und Reiterei kommt auch in unser Schußfeld; wir feuern auf 4600 m, aber ohne Treffer zu sehen. Die drei englischen Geschütze eröffnen Granat- und Schrapnelfeuer auf uns, zum Teil gut gezielt, aber ohne Erfolg. Auch unsere Schießerei ist heute nicht weit her. Um Munition zu sparen, geben wir bald das Feuern auf; desgleichen auch die feindliche Batterie vor uns.

Unterdessen entwickelt sich ein scharfes Gefecht auf dem linken Flügel, das wir von unserem Hügel aus beobachten können. Wieder feuert die englische Lyddit- und die Feldbatterie anhaltend auf die Stellungen auf dem Platkopje, während eine Unmasse Infanterie schwärmend im Tal und auf der Höhe vorgeht. Gegen Mittag schweigen unsere zwei Geschütze dort, und später sehen wir die Engländer das Kopje besetzen. Die Buren auf dem linken Flügel haben die Stellung aufgegeben und „hardloopen“. Damit ist die Schlacht entschieden. Noch feuern die zwei Geschütze auf dem Rooikopje hinter dem Dorfe auf die gegen diese vorrückende englische Infanterie; aber ihr Feuer wird bald sehr spärlich durch das starke Feuer, das die englische Lydditbatterie auf sie nun richtet. Ein Meldereiter kommt von Fronemann und sagt, wir sollen fest schießen, wenn der Feind herankommt, und bald darauf kommt der General Fronemann selbst. Als er neben dem Geschütz eine von den Kanonieren nahebei aus dem

Boden gegrabene Blindgänger-Granate sieht, meint Fronemann: „Kann man das Ding nicht wieder laden und zurückschicken?“

Der Meldereiter erzählt unter anderem auch: „Wir haben heute schon ein großes Unglück gehabt; eine Lydditbombe hat acht Pferde getroffen, einen Mann getötet, einen verwundet und einem Kaffern das Bein abgeschossen.“ Schon bei Lindley war es mir aufgefallen, wenn einer oder zwei Burghers fielen, sprachen die Burghers gleich voll Trauer von einem „großen Unglück“. —

Nachdem wir dann noch eine Zeitlang auf dem Vorsprung unseres Hügelns geseßen hatten — Piet de Wet und Olivier waren inzwischen auch herbeigekommen — und jeder seine Feldherrngedanken entwickelt hatte, ging Fronemann und sagte zu Strydom, wenn er es für Zeit halte, solle er das Geschütz zurückziehen und abziehen; er wolle uns einen Mann senden, der uns den Weg zum Lager führe. Zwischen 3—4 Uhr nachmittags sahen wir den Feind auf dem Bergrücken südlich hinter Bethlehem, wir ziehen daher ab, um nicht abgeschnitten zu werden, und zwar südlich in der Richtung auf die majestätisch schönen Berge zurück. Ein herrlicher Anblick, diese mächtigen Draakensberge; wenigstens ein Trost und eine Herzensfreude beim ewigen Retirieren! Hierbei haben wir stattliche Bedeckung durch die 200 Bethlehemburghers. Strydom meint: „Ich wünsche, wir hätten immer eine so stattliche Eskorte beim Borrücken.“

Auf dem Rückzuge stoßen wir auf englische Patrouillen, „Spioene“, wie die Buren sagen. Trotzdem uns der Feind den Weg sehr leicht hätte abschneiden können, machten wir sehr gemütlich, hielten da und dort an einer Farm, um eine Kopje Kaffee oder Milch oder was zu essen zu kriegen. Überall zeigten die armen Leutchen Furcht vor dem „huis in brand stek“, denn sie wußten, daß hinter uns nun die „Rhafis“, die „Rooineste“ kommen werden. Wir lagern schließlich bei einer reizenden Farm, „Raabes Plaats“, Strydoms Geschütz

allein mit etwa zehn Burghers; die anderen sind voraus in das bei Nauwport-Nek befindliche Lager (eine halbe Stunde von hier).

8. Juli 1900.

Im Lager bei Nauwport-Nek.

Ein herrlicher Morgen. Es ist Sonntag, wie wir aus einem auf der Farm befindlichen Kalender feststellten. Vor uns und hinter uns sind Berge mit wunderbar grotesken Formationen und den üblichen Riesensteinblöcken. Die Leutchen auf der Farm sind reizend. Schon gestern abend kam der alte „Dhm“ mit Sohn und einer hübschen, großen Tochter und beschenkten uns mit Nüssen, Früchten und Brot. Später kam auch „die Tante“, die, wie überhaupt alle Burenfrauen, die „große Kanone“ sehen will. Abends sitzt alles in der Wohnstube; die Alten sprechen mit der Tante und dem Dhm über den Krieg. Die arme Frau kann die Tränen nicht unterdrücken beim Gedanken an das Herankommen der Feinde. Die jungen „Kerls“ sitzen mit der musikalisch gebildeten Tochter bescheiden in der „guten Kammer“ um das Harmonium und singen Psalmen und Choräle. Welch ein schöner Abend des Friedens. Raabe hat mehrere Söhne im Felde, was er kaum den Engländern wird verheimlichen können wegen der Kaffern in der Umgegend, von denen es die Engländer erfahren. Das Resultat wird sein, daß auch diese schöne Farm verbrannt wird; es sind ja Rebellen. — Nach herzlichem Abschied von Raabes ziehen wir gegen Mittag zu dem Lager der Bethlehemer bei der Mühle nahe Nauwport-Nek; hier sind Prinsloo und Piet de Wet. Letzterer sei übrigens heute zu Christian de Wet, der mit dem Hauptlager bei Retiefs-Nek ist, „um zu hören, was der Plan ist“. — Auf fällt mir, daß das Bethlehem-Kommando so klein geworden ist. Es werden kaum mehr als 200 Mann sein, einschließlich der Geschütze. Das ist die Folge des Durchmarsches der Feinde durch den Distrikt Bethlehem.

Von General Olivier, den ich bei Dr. Reizels Ambulanz

treffe, höre ich, ein Kommando von Boshofern habe Kroonstadt angefallen und so gut wie genommen gehabt, aber da eine „große Macht“ aus Transvaal, angeblich 60 000 Mann, zurückgekommen sei, sich wieder zurückziehen müssen, ferner einen Bericht von Präsident Krüger, wonach Lord Roberts ein Telegramm erhalten habe, sich bereit zu halten, jederzeit abberufen zu werden.

Die schlechte Verpflegung im feindlichen Heere zeigt uns ein englischer Gefangener, ein verheirateter Schottländer, der wegen einer Wunde in Behandlung von Dr. Neigel ist. Er sagt, er erhalte hier fünfmal so viel zu essen als im englischen Lager. Sie bekommen nicht einmal Zündhölzer, und sie erhalten Geldstrafen, wenn sie Pulver zum Anzünden verwenden.

Wir haben immer noch Zündhölzer, sie werden allerdings auch mit jedem Tage rarer; viele benötigen, genau wie unsere Bauern, Messer, Feuerstein und Zunder, um ihre Pfeifen anzustecken. — Der Gefangene hat noch Sommerkleider an und friert schrecklich; seine Kleider und Wäsche sind in scheußlichem Zustande, furchtbar schmutzig. Die Buren machen ihm oft kindliche Vorstellungen und Fragen. Zuerst fragen sie natürlich, ob er Weib und Kinder habe, und als er dies bejaht: „Wäre es nicht gescheiter, Sie würden zu Hause bei Weib und Kind bleiben, als hier herauszukommen und auf uns zu schießen? Was haben wir euch denn getan? Wir wollen nichts, als daß ihr uns in Ruhe laßt; dann könnt ihr alle unter uns wohnen. Wir kommen ja auch nicht zu euch und fechten gegen euch und nehmen euch euer Land! Und warum verbrennt ihr uns unsere Häuser und nehmt uns und unseren Familien alles weg? Selbst die Kost? Ist das civilisiert? Ist das christlich? Seht ihr denn nicht, wozu das führt?“ — Der in einem Kreis von Bauern liegende „Rhafi“ kommt bei all diesen Fragen beinahe in Verlegenheit und sagt schließlich: „Wir alle wissen, daß dies ein Kapitalistenkrieg ist, und wir alle haben genug davon, we are all done! Aber was tut man nicht, um seinen Lebensunterhalt zu

fristen!“ — Nach Neuigkeiten von Europa und China gefragt, meint der Khafi, sie hätten schon seit zwei Monaten keine Zeitungen mehr erhalten. Die einzige Neuigkeit, die sie hören, sei: „Morgen früh um vier Uhr aufstehen!“ — Die Engländer seien 10 000 Mann stark gewesen beim Angriff auf Bethlehem. — Es ist Sonntag, man hört die Bauern im Lager ihre langsam, schleppenden Psalmen singen. Das muß eine Tortur sein für einen Musikkenner; es klingt oft so hart.

9. Juli 1900.

Das Lager „vertrefft“ oder, wie die Buren sagen: „Onz gaat vertrekk“, und zwar bis dicht an den Fuß der Draakensberge vor deren Eingangspafß hier, „Naupoort-Ret“. Piet de Wet ist noch nicht zurück. Von Ohm Christian kursiert ein reizender, wohl unfreiwilliger Wit im Lager: Vor der Schlacht bei Bethlehem hatte er eine strenge Bestrafung desjenigen Feldkornetts in Aussicht gestellt, der seine Stellung verlasse. Trotzdem tat dies derjenige Feldkornett, der mit seinem Kommando das Platkopje zu verteidigen hatte. Ohm Christian läßt ihn nach der Schlacht zu sich kommen und haut ihn mit der Peitsche unter den Worten: „Ich muß das tun, es ist mir leid. Aber das ist nicht ich, der Euch schlägt, das ist de Wet“ („wet“ heißt: Gefez).

Der Feldkornett wurde abgesetzt durch de Wet mit Bestätigung seitens des Präsidenten, nachdem zuvor der ausführende Rat das Gefez, wonach die Feldkornetts und Kommandanten von den Burghers des betreffenden Distrikts gewählt werden, durch ein neues ersetzt hatte, demzufolge sie alle vom Hauptkommandanten mit Bestätigung des Präsidenten ernannt und abgesetzt werden. Damit ist der erste und bedeutjame Bruch mit der bisherigen, höchst unzumwängigen Heeresverfassung der Buren gemacht. Weitere werden folgen. Denn um die noch streitende Macht des Oranje-Freistaats zu organisieren, ziehen wir jetzt in die Berge.

Die Erfahrungen dieses Krieges zeigen die Unzumw-

mäßigkeit des sogenannten Volksheeres und die großen Schwächen unserer demokratischen Heeresreform-Vorschläge. Der gewöhnliche Mensch liebt sein Leben; freiwillige Todesverachtung ist nicht gewöhnlich. Darum kann man mit dem gewöhnlichen Menschen nicht Krieg führen. Denn im Krieg muß man dem Tod ins Gesicht sehen können. Dies Ziel erreicht man für die gewöhnliche Masse nur durch eiserne Disziplin. Die Disziplin wirkt das Wunder, die Massen ihre Liebe zum Leben vergessen zu lassen, sei es auch nur für Augenblicke oder kurze Zeit. Sie überwindet den stärksten Trieb, den der Selbsterhaltung, durch die stärkste Strafdrohung. Oft haben die Engländer von hinten auf ihre eigenen Leute schießen müssen, um sie vorzutreiben.

Freilich der Mut, den der Desertionsparagraph und die auf die eigenen Truppen gerichteten Maxims erzeugen, ist nicht der wahre, er ist kein freiwilliger. Der freiwillige Mut der Begeisterung für eine Sache oder für einen Führer vermag weit Größeres zu leisten, als jener. Das zeigt die Geschichte. Aber jener ist und wird der Mut der Massen bleiben, und mit Massen gilt's zu wirken.

Eine andere Schwachheit des Volksheeres, wie es die Buren darstellen, ist die Erwählung der Anführer durch die Untergebenen. Abgesehen davon, daß damit jede Garantie der militärischen Fähigkeit der Anführer aufgegeben ist, fehlt ihnen Unabhängigkeit gegenüber ihren Wählern. Sie können kein Kriegerecht anwenden. Darin liegt der Grund, warum die Buren seit Beginn des Krieges immer mehr taten, ein jeder was er wollte. Ein Feldkornett gibt einem seiner einflußreichen Wähler eine Vergünstigung, z. B. Urlaub; sofort kommen andere und wollen dasselbe, mit dem Hinweis, daß er das ja dem Ohm so und so auch erlaubt habe. Zahlreiche Burenführer sind ganz unfähig als Führer, und es ist gut, daß die Buren ihnen nicht folgen. — Freilich, der Krieg vollzieht eine Auslese, das läßt sich deutlich erkennen. Die Alten, Unfähigen werden abgestoßen, die Jungen, Tüchtigen kommen an die Spitze.

10. Juli 1900.

Im Lager bei Naupoort-Ref.

Besuche mit Strydom ein paar Farmen in der Nähe, um wieder einmal ein gutes Kopje Kaffee zu trinken; Zucker gibt's leider schon lange keinen mehr im Lande. Einer der Farmer in der Nachbarschaft, Bosman, erhielt kurz vor der Schlacht bei Bethlehem noch einen Urlaub von acht Tagen, weil er noch nie Urlaub gehabt habe und seit Beginn des Krieges „op Kommando“ gewesen sei. Die einen gingen erst „op Kommando“, als der Feind in ihre Gegend kam oder ihr eigenes Kommando durchzog und sie sich schämten oder fürchteten, zurückzubleiben; die anderen verließen ihr Kommando und gingen „huis toe“, als die Engländer ins Land oder in ihre Gegend kamen. Ist ein Familienglied krank, so gibt's stets Urlaub.

Spaziergang mit Dr. Neigel auf die Spitze des Kopjes, an dessen Fuß unser Lager ist. Die Spitze des Kopjes ist gebildet von kolossalen Felsblöcken, vom Wasser gehöhlt und gerundet. Soweit das Auge sieht in die klare Ferne, nichts als baumlose Einförmigkeit, endlose Heideflächen; nach Süden die mächtigen, scharfen Umrisse der Basutoland-Grenzgebirge. Alle Steinschichten sind wagerecht; hier scheint das Wasser allein gewirkt zu haben. Eine einförmige Träge und Schwere liegt in dieser Landschaft. „Immensity, isolation, desolation“ — charakterisierte ein Brite den Freistaat treffend. So ist auch der Bewohner: träge, „statig“, wie der Bur sagt, einförmig, ohne Phantasie, ohne Begeisterung. Selbst seine Sprache ist abwechslungslos im Tone. Seine schwerfällig schleppenden Gefänge bewegen sich innerhalb weniger Töne immer hin und her. Er geht so ungern zu Fuß, daß er lieber bis oben in die Stellung in Sicht des Feindes reitet, als geht. Eine nicht zu Pferde zu erreichende Stellung verteidigt er nicht gern. Charakteristisch ist besonders die Art seines Grußes, z. B. wenn ein paar Buren auf eine Farm kommen. Ein Bur macht fast ausnahmslos

Halt auf dem Marsche, wenn er an einer Farm vorbeikommt. Er tritt ein mit dem Hut in der Hand, oder wenigstens mit der Hand den Hut ein wenig lüftend, und nicht ohne angeklopft zu haben, sieht sich mit seinen scharfen Augen um und reicht jedem der Anwesenden die Hand, wobei er jeden derselben lange ansieht und meist nichts spricht. Dann setzt er sich auf einen der vielen stets an der Wand herumstehenden Stühle oder Bänke, und nun erst nach und nach fängt er an zu sprechen: Hoe gaat het? Hoe lykt het? Waar gaat de reis? Waar kom ji? u. s. w., von Feld und Vieh und Haus und Kind.

Dr. Keigel hält die Stellung der Burenfrau nur scheinbar für niedrig. Sie dienen fast nur im Haushalt und den Kindern, aber weiter begehren sie auch nichts. Körbe auszuteilen sei an der Tagesordnung; fast jedes Mädchen habe mehrere Verehrer. Junggesellen und alte Jungfern gibt es nicht. Der Mann muß bei der Ehe für Aussteuer, Haus u. s. w. sorgen. Er muß sogar vor der Verlobung die Eltern des Mädchens zuerst fragen, ob er sie regelmäßig besuchen darf, um ihre Bekanntschaft zu machen, „ob er darf gaan frey“. Geben ihm die Eltern diese Erlaubnis, so kommt er an den Sonntagen, hübsch gepuht und auf seinem schönsten Pferde. Mit der Zeit kommt dann die „Opsit“-Ceremonie, d. h. die Verlobung, wenn der Freier dem Mädchen und den Eltern paßt. Während bisher die beiden meist nicht allein miteinander waren, werden sie nun zum erstenmal beim Kerzenlicht allein miteinander gelassen (die Buren haben sehr selten Lampen). Der Jüngling darf so lange bei ihr bleiben, bis die Kerze heruntergebrannt ist. Er bringt deshalb meist selbst eine Kerze mit.

In diesen Sitten zeigt sich die so eigentümliche, zarte Rücksichtnahme des Buren; er fürchtet sich oft geradezu, zu verletzen. Aus Rücksicht fragt er, wie der Kaffer, immer auf Umwegen, was er will. Der Mut des offenen Wortes und der direkten Aussprache fehlt oft sehr. Als Fronemann bei Bethlehem in unsere Stellung kam, fragte er vorsichtig auf

Umwegen, warum wir nicht mehr feuerten, und warum die Burghers zurückblieben. Er fürchtete zu tadeln. Diese Rücksichtnahme zeigt sich auch in der riesigen Schonung des Privateigentums. Er will nicht zerstören, selbst wenn die Sache nachher dem Feind in die Hände fällt. Man macht Umwege, um keinen Drahtzaun zu zerschneiden; man kauft Pferde, Kost und Futter und Wagen u. s. w. vom Untertanen bar; man quartiert sich und Pferde nur auf Einladung des betreffenden Farmers ein. Nur ein einziges Mal habe ich ein paar Nächte in einem Farnhaus geschlafen. Sehr bezeichnend ist auch, daß der Bur das Deminutiv so sehr liebt; „a bitje“, ein bißchen, sagt er zu gern, namentlich wenn er um etwas bittet: „Wacht' a bitje!“ — „hol' a bitje mein Pferd!“ Oft muß ich denken: Unpraktische Güte! Ohne Opfer kann man nicht Krieg führen, und der Bauer will keine Opfer, besonders keine großen, bringen. —

Nun liegen wir hier bei den Draakensbergen und warten nach dem Burenschlagwort: „Wacht a bitje!“ Unterdessen nehmen die Engländer Herden, Kost und Futter überall im Lande weg, wo sie hinkommen, schleppen alles in die garnisonierten Plätze und besetzen diese. Unsere Aufgabe wird sein, das Land wieder zurückzugewinnen, d. h. die Engländer aus den festen Plätzen zu vertreiben oder diese zu nehmen. Denn die Engländer können nicht anders, als in einzelnen besetzten Plätzen Truppen lassen. Andererseits werden sie eine große Truppenmacht dauernd in diesem Lande nicht halten können. Wenn ich daher an Maseking und die Geschichte der anderen Belagerungen in diesem Kriege denke, so muß ich glauben, daß dieser Krieg noch lange, lange dauern wird.

11. Juli 1900.

Gemütliches Lagerleben. Die „jong Kerls“ spielen Fußball. Wir halten Wäsche und backen Brot; der Backofen ist einer der unzähligen harten Ameisenhügel, dessen porenartige Öffnungen mit warmem Kuhmist verstrichen werden. Trockener

Mist ist bei der Holzarmut des Landes meist auch unser Feuerungsmaterial.

Um 12¹/₂ Uhr erhält Strydom ein Schreiben, er solle nach dem Hauptlager Christian de Wets kommen, um dort an einem Kriegsrat um drei Uhr teilzunehmen. — Die Form der militärischen Ordres ist die des Ersuchens: „Belieben Sie („Gelieve“), das und das zu tun.“ — Strydom meint, es werde in der Sache des Leutnants Anderson sein, und spricht die Vermutung aus, daß sie ihm absichtlich die Einladung so spät zusandten, damit er bei der großen Entfernung nicht mehr rechtzeitig erscheinen könne. Eben darum reiten wir wie die Teufel und kommen nach einem schönen und zum Teil abenteuerlich-schwierigen Ritt über die Berge und Felsabhänge noch rechtzeitig in Christian de Wets Zelt an, im Lager bei Retiefs-Rek, welcher Paß schön verschanzt ist. Hier finden wir alle Offiziere und Unteroffiziere der Artillerie, außer Leutnant Anderson und Korporal van der Merwe versammelt, wie mir Strydom schon unterwegs mittheilte, in folgender Angelegenheit: Leutnant Anderson, der längere Zeit im Spital in Pretoria gelegen hatte, kam vom Lager der Kriegskommission, wo ich ihn bei Frankfort zuletzt gesehen hatte, zu dem Kommando des General Roux bei Senekal, wo sich die zwei bis zu seiner Verwundung unter seinem Befehl gestandenen Geschütze befanden; als er jedoch diese wieder übernehmen wollte, weigerte sich sein bisheriger Korporal van der Merwe, der seither für ihn die Geschütze befehligte, das Kommando an Anderson wieder abzutreten. Anderson appellierte zunächst an seine Mannschaften; es zeigte sich jedoch bald, daß diese den Burensohn dem Ausländer Anderson vorzogen. Da van der Merwe sich auf eine Äußerung des General Roux stützte, wonach ihm das Kommando übertragen sei, und Roux in echter Burenmanier, um nicht anzustoßen, eine bestimmte Erklärung über diese seine Äußerung nicht machte, trug Anderson die Sache dem Präsidenten Steijn vor. Dieser, frei von dem Vorurteil gegen den Ausländer, entließ van der Merwe aus der Artillerie mit dem Bemerkten, er könne sich einem Burgher-

Kommando anschließen, setzte Anderson wieder ein und soll bei einer an die Mannschaften der beiden Geschütze gehaltenen Ansprache, in der er ihr Verhalten tabelte, unter anderm die Artillerie der Feigheit bezichtigt haben. All dies erregte starken Unwillen unter den verschiedenen Dienstgraden der Artillerie. Einige, welche einen besonderen Haß auf Anderson hatten, brachten die andern zu einer gemeinsamen Beschwerde bei Christian de Wet, welche nun, nachdem alle Kommandos in den Bergen sich vereinigt hatten, in mündlicher Aussprache erledigt werden soll.

Leutnant Müller machte hauptsächlich den Sprecher, dann und wann sprachen auch Scheepers, Boslap und andere. Christian de Wet hörte lange schweigend zu. Die Beschwerden und Verlangen waren folgende:

1. van der Merwe soll wieder unter die Artillerie aufgenommen werden, auch wieder sein Kommando erhalten. Anderson soll aus der Artillerie entlassen werden.
2. Ebenso sollte ein Holländer, angeblich Offizier, Leutnant Bolding, welchen Richter Herzog zu seinem Stellvertreter als Haupt der Artillerie im Falle seiner Verhinderung ernannt hatte, entlassen werden. Abgesehen davon, daß man von dessen Vorgeschichte nichts wisse und daß auch er ein Ausländer sei, sei es ungerecht, diesem erst seit ein paar Monaten im Lande und Dienste Befindlichen 14 sh per Tag als Gehalt zu bewilligen, während die Artillerie-Leutnants nur 7 sh erhalten.
3. Die Beschuldigung der Feigheit lassen sie nicht auf sich ruhen. Man solle ihnen Beweise geben u. s. w. Leutnant Müller ging so weit, zu sagen, wenn man sie feig nenne, dann können sie nicht mehr weiterkämpfen. Der Präsident solle kommen und ihnen Beweise geben.

Christian de Wet hörte lange schweigend zu, ermahnte dann in sehr netter, schlichter Rede zur Versöhnlichkeit. Besonders gefiel mir sein Argument, das er immer wieder vorbrachte, „es gebe doch so etwas wie ein Gesetz, und dem müsse man ge-

hören“. Mit überlegener Ruhe behandelte er die Leute. Nachdem noch Äußerungen des Vorurteils gegen die Ausländer gefallen waren, kommt man überein, die Verhandlung auf morgen zu vertagen; inzwischen will Christian de Wet die Sache dem Präsidenten vortragen, und dieser solle zur morgigen Verhandlung kommen.

Zum Verständniß dieser Angelegenheit, die mich begreiflicherweise sehr interessierte, ließ ich mir von Leutnant Strydom die Vorgeschichte der Freistaat-Artillerie erzählen. Ich konnte nicht recht verstehen, wie die von einem Deutschen (Major Albrecht) organisierte und nach Reglement, Geschütz und Bespannung bis auf jede Schnalle aus Deutschland stammende Artillerie des Oranje-Freistaats in diesen eigentümlichen Zustand von Unordnung und Unbotmäßigkeit kommen konnte.

Bei Beginn des Krieges war Major Albrecht der Höchstkommandierende der ganzen Freistaat-Artillerie. Diese bestand damals aus vier Batterien Krupp-Geschützen C/73, fünf Armstrong-Geschützen und drei Maxims. Eine strenge Disziplin war schon im Frieden nicht durchzuführen wegen des Naturells der Mannschaften und Unteroffiziere. Die Offiziersstellen hatte Albrecht mit Ausländern, meist Deutschen, besetzt. Bald zeigte sich, daß wegen der großen Entfernungen eine einheitliche Leitung der Artillerie unmöglich war. Ein Teil stand bei Ladysmith, ein anderer bei Kimberley, ein dritter bei Colesberg. Ebenso wurde auch im kleineren Verbands das einzelne Geschütz immer selbständiger und unabhängiger. Dies hing mit dem jedem Zwang abholden Charakter der Leute und mit dem Umstande zusammen, daß bei der geringen Geschützzahl und dem Streben nach Deckung die einzelnen Geschütze der Buren meist sehr weit auseinander zu stehen kamen, so daß ein einheitliches Kommando ausgeschlossen war. Auf diese Weise wurde jeder Geschützführer nach und nach gleichsam ein selbständiger Batteriechef. In der Tat hatte dann auch, als Lord Roberts mit der Unmasse seiner

Artillerie kam, jedes einzelne Burengeschütz es mit dem Feuer einer oder mehrerer Batterien aufzunehmen. Als dann Major Albrecht und vier Geschütze mit Cronje gefangen genommen waren, ging Albrechts Werk in Stücke. Es hatte nie für das fremde, junge Land gepaßt. Jeder Geschützführer tat so ziemlich, was er wollte. Mit dem Vormarsch der Engländer und der Einnahme von Bloemfontein verließen, wie viele andere, so auch Leute von der Artillerie, die Sache und die Reihen. Der zum Haupt der Artillerie ernannte Richter Herzog nahm nun drei Ausländer als Offiziere in die Artillerie, Anderson, Volbing und von Lohberg (ein Däne, ein Holländer und ein Deutschamerikaner). Außerdem verlieh er den geschützführenden tüchtigen Sergeanten (Müller, Strydom, Schmit) den Titel „Leutnant“, jedoch ohne den Gehalt. (Das ist wieder ein echt deutscher Zug. Die Buren haben ganz die deutschen Ehrbegriffe.) Diese Sergeanten hatten meist ihre der Zahl nach sehr verringerten Mannschaften durch Gewinnung und Ausbildung junger Buren ergänzen müssen, was die Disziplin noch mehr lockerte.

Mit den Ausländern gab es bald Schwierigkeiten. von Lohberg requirierte nach europäischer Kriegsmannier, was er brauchte, bei den Buren und stellte amerikanisch freigebige Quittungen dafür aus. Als ihm Ehr. de Wet sagen ließ, das gehe hier zu Lande nicht, gab ihm von Lohberg eine sehr grobe Antwort; er wurde entlassen. Auch die anderen Ausländer verstanden Land und Leute nicht genügend; Anderson exponierte seine Leute zu sehr; Volbing (dem Gesicht nach Jude) erteilte als Herzogs Stellvertreter Ordres, und die Geschützführer sagten, der habe ihnen nichts zu befehlen, „sie stehen nicht unter ihm“.

So kam es, daß jetzt die Artillerie ein sehr lockerer Verband ist. Die einzelnen Geschütze sind den verschiedenen Burgherkommandos zugeteilt und sollen eigentlich den Weisungen der betreffenden Burgherkommandanten folgen. Aber das tun sie oft nicht; hie und da mit Recht, denn was versteht denn der biedere Bauer von Artillerie! —

Nun sehe ich ein, daß es ein Fehler der Buren ist bezw. war, einem Ausländer eine Kommandostelle, insbesondere eine bezahlte, zu geben. Er kennt Sprache, Land und Leute nicht und gegen ihn spricht das übliche Vorurteil. Wie soll der nur sich selbst vertrauende, fast jedermann mißtrauende Bur einem Ausländer seine heiligsten Güter anvertrauen! Das Analoge wäre wohl überall ein Unding. Will der ausländische Freiwillige in diesem Kriege sich nicht damit begnügen, ein Gewehr umzuhängen und mit den Burghers die „Rooineke“ zu schießen oder Kanoniersdienste zu tun, so bleibt ihm nur die Wahl zwischen der Beratung der Burenführer, die freilich sehr vorsichtig angebracht sein will, und der Anführung einer Abteilung eigener Landsleute bezw. von sonstigen Ausländern. Die Ungleichartigkeit der Elemente und die Unkenntnis des Landes sind die Schwierigkeiten der letzteren Hilfeleistung. Welche Hindernisse der ersteren entgegenstehen, läßt sich beim Mißtrauen und Eigensinn der Buren ermessen. Darum ist der Wert der ausländischen Freiwilligen in diesem Kriege ein verhältnismäßig geringer. Die Buren halten auch von der Hilfe derselben furchtbar wenig. Fast alle Ausländer sind in Transvaal; sie sind der Bahnlinie entlang retiriert, weil sie keine Pferde hatten, und um den Rückzug nach der Delagoabay offen zu haben. Mit dem Vormarsch der Engländer nach Transvaal ist das Freistaattheer, wenigstens soweit Bahn- und Telegraphenlinien in Frage kommen, von der Außenwelt ganz abgeschnitten. Alles, was importiert wird, wird mit jedem Tage seltener, wie Kaffee, Thee, Zucker, Zündhölzer, Hufeisen und Nägel; Salz haben wir noch.

12. Juli 1900.

Wir sind im Hauptlager geblieben, da unser Geschütz bald auch herüberkommen soll. Ich verbrachte eine angenehme Nacht in Leutnant Müllers Zelt, der viel willkommene Beute von Roodewall hat, einen ganzen Postbeutel Sachen zum Essen und Rauchen und Trinken. Gegen Mittag reiten wir zur Fortsetzung der gestrigen Beratung in Sachen Anderson und van

der Merwe, — Müller, Strydom, Schmit und ich. Müller und Schmit liegen mit ihren Geschützen bei dem den Slabberts-Nef haltenden Kommando; es ist dies der andere, eine halbe Stunde westlich vom Hauptlager entfernte Ausgang des Caledontales. Da mir Müller den ganzen Streitstand dargelegt hatte und auf dem Wege zur Beratung mich um meine Ansicht fragte, verurteilte ich ihre Handlungsweise energisch. Sie wollen ihren Souverän und obersten Kriegsherrn für Worte und Handlungen zur Rechenschaft ziehen, ja sie drohen, wenn er nicht nach ihrem Willen tue, nicht mehr kämpfen zu wollen, das ist Revolte, das ist Meuterei! — jetzt, im gefährlichsten Zeitpunkte. Ich gab ihnen ein paar Beispiele deutscher Zucht, erzählte ihnen, was bei uns Mannschaften und Offiziere stillschweigend hinnehmen müssen, aber immer wieder kam das Argument, den Vorwurf der Feigheit lassen sie nicht auf sich ruhen. Müller meinte, wenn sie das tun würden, hätten sie keine Ehre. Ich mache ihnen dann die Konzession, daß sie ganz recht haben mit ihrer Beschwerde, aber daß sie deshalb nicht den Gehorsam verweigern dürfen und daß sie doch jetzt ihren Präsidenten nicht im Stich lassen können, da er keine Macht hat, als die Treue der ihm treu Gebliebenen. Sie machen schließlich die Zusage, unter allen Umständen weiterkämpfen zu wollen und für jetzt lediglich eine Erklärung des Präsidenten zu verlangen. Unterdessen waren wir an das Zelt gekommen. Da ich annehmen mußte, daß der Präsident, den ich bisher noch nicht gesehen hatte, in eine unangenehme Lage kommen werde und die Sache eine persönliche Angelegenheit war, ging ich nicht mit zu der Beratung.

Leutnant Müller erzählte mir nach derselben, Christian de Wet habe sie mit Hinweis auf das Gesetz und die gegenwärtige Gefahr ermahnt und gebeten, doch jetzt gerade keine Schwierigkeiten zu machen; dann sei der Präsident gekommen, habe gefragt, ob sie ihn denn zur Rechenschaft ziehen wollen, und erklärt, er habe den Beizicht der Feigheit nicht getan, ferner wisse er nichts von Boldings Anstellung, das habe Richter

Herzog ihm nicht gesagt, er werde daher mit diesem über die Sache konferieren. Die Anderson-Affaire wurde so beigelegt, daß van der Merwe das eine, Anderson das andere Geschütz bekam. — So ist nun alles wieder friedlich.

Mit Leutnant Müller spreche ich noch viel über Disziplin; er ist ein sehr sympathischer, gemüthlicher Bloemfonteiner und erzählt mir sehr interessante Sachen: Im Anfang des Krieges sei wohl dann und wann Prügelstrafe mit subsidiärer Geldstrafe verhängt worden. Allein nach und nach sei alle Disziplin verfliegen. Ihm sei es einmal vorgekommen, daß ein Kommandant sich weigerte, einen als Fahrer bei seinem Geschütz aushilfsweise verwendeten Burgher zu strafen, der ihm (Müller) vor der Front den Gehorsam verweigert hatte. Dieser Mangel an Disziplin habe es auch mit sich gebracht, daß die Gefechte der letzten Monate fast ausschließlich Artillerieskämpfe gewesen seien; denn sie schicken immer die Artillerie vor, die etwas Disziplin und Korpsgeist hat. Auch Müller sieht den Fehler in der demokratischen Heeresverfassung, vor allem in der Erwählung der Anführer.

Sehr lehrreich für das sogenannte „Volksheer“ ist folgende Geschichte: Im Anfang des Krieges kaufte der Freistaat einige 100 Schaufeln und Piken zum Schanzenmachen und verteilte sie unter die Burghers. Schon nach der ersten Verwendung ließen die meisten sie in den Schanzgräben liegen. Der Rest ging nach und nach auch verloren, so daß wir immer Schanzgeräte auf benachbarten Farmen oder bei Kaffern entlehnen müssen.

Ähnlich ging es mit den vielen deutschen Militärzelten, die der Oranje-Freistaat angekauft hatte. Von ihnen sieht man nur da und dort noch ein Stück. Die Zeltstäbe gingen meist verloren.

Im Laufe des Tages kommt nachstehende, in der Staatsdruckerei des Oranje-Freistaats im Felde hergestellte Zeitung zur Ausgabe:

Die Posanne.

Sinn spruch: „Eure Unabhängigkeit habt ihr erhalten,
haltet sie und macht euch ihrer würdig.“

(Ansprache von J. S. Fraude zu Bloemfontein. 1872.)

Der sehr beachtenswerte Leitartikel sagt u. a.:

„Mehr noch als der Krieg in China und als die freundschaftliche Gesinnung der europäischen Völker erweckt uns zur Freude der ausgezeichnete Geist unserer Streiter im Felde. Eine Bürgerschar, durch Leiden und Streiten geprüft und gefäuhert, ein Stab von Offizieren, durch die Erfahrung geschaffen, stehen jetzt im Felde und kämpfen mit ungekanntem Mut und Entschlossenheit. Wohl ist es wahr, daß die Zifferzahl unserer Streitmacht ansehnlich vermindert ist, aber demgegenüber steht die Tatsache, daß durch die Entfernung der Kranken, der Unwilligen und der Feigen aus unseren Reihen die Gefahr des Verrats auf ein Minimum gesunken ist.

Doch von noch größerer Wichtigkeit für unsere Sache ist die gute Ordnung und Disziplin, die durch die Verminderung unserer Streitmacht ins Leben gerufen wurde. Zucht wird gehandhabt und Befehle werden ausgeführt auf eine früher ungekannte Weise. Der erste Beweis, der uns im Anfang des Krieges von unserem Volkscharakter geliefert wurde, war der unheilvolle, daß das Volk noch keineswegs das Bewußtsein der Notwendigkeit hatte, Befehle zu achten und einer Strafe sich zu unterwerfen. Allgemeine Gleichheit mit allgemeiner Straflosigkeit und Zügellosigkeit war die Losung unseres Volkes. Jämmerlich haben wir dafür büßen müssen, doch, Gott sei Dank, die so teuer erkaufte Lehre ist nicht vergeblich gewesen. Überall findet man jetzt die Meinung unter unseren Burghers, daß die männliche Zucht geachtet werden muß, daß der Ungehorsam Strafe verdient. Die verderbliche Auffassung einer allgemeinen Gleichheit von Bürger und Offizier ist gewichen und der Mehrwert der Manneszucht erkannt. In dieser Veränderung der Sinnesweise unter unserem Volke

liegt unser Heil und unsere Erlösung. Mehr als je sind wir jetzt überzeugt von unserem endlichen Gewinne. Mehr als je haben wir Grund, Gott zu danken, daß er durch Leiden unseren Volkscharakter geläutert hat.“

Es folgen dann einzelne Nachrichten unter der Überschrift:

„Van alle Kanten.“

„Stephanus Gerhardus Bilonel, beschuldigt des Hochverrats, wurde durch den Spezial-Kriegsgerichtshof, bestehend aus Richter Herzog als Vorsitzendem und den Herren Brain und Luyt als Beisitzern, in Reiz verurteilt zu fünf Jahren Gefängnis mit harter Arbeit. Aus dem Zeugnis geht hervor, daß der Beschuldigte nicht allein sich selbst dem Feinde zu Senekal freiwillig ergab, sondern auch versucht hat, den Feldkornett van Roojen von dem Weis-Korannaberg, Distrikt Ladybrand, zu bestimmen, sich mit seinen Mannschaften nach Senekal zu begeben und dort ihre Waffen in die Hände des Feindes abzuliefern. Bilonel hatte früher die Stellung eines Kommandanten und für kurze Zeit sogar die eines Fochtgenerals. Mit Recht sagte Richter Herzog bei der Verkündung des Urteils, daß, so lange die Geschichte des Dranje-Freistaats wird gelesen werden, so lange wird der Name S. G. Bilonel ein ewiger Schandfleck darauf bleiben.

Nach einer Bekanntmachung in einer Zeitung der Kapkolonie müssen alle Bewerbungen um Stellen in der (so genannten) Dranjefluß-Kolonie an den Hohen Kommissar in Kapstadt gerichtet werden. Gleichzeitig wird bekannt gemacht, daß jetzt keine permanenten Anstellungen gemacht werden. Das ist ganz richtig; denn „permanente“ Anstellungen, welche die Engländer im Dranje-Freistaat jetzt verleihen, werden in Zukunft nur Enttäuschungen für die Angestellten mit sich bringen.

Aus allen Orten muß man täglich Bericht empfangen über den schrecklichen Schaden, den die englischen Truppen an Privateigentum anrichten. Häuser werden abgebrannt, Vieh weg-

geführt und alles, was vernichtbar ist, vernichtet. Daß solche Taten nicht den Handlungen von unverantwortlichen gemeinen Soldaten oder Unteroffizieren zuzuschreiben sind, zeigt eine Proklamation von Lord Roberts in der „Bloemfontein-Post“ vom 26. Juni d. J., worin bekannt gegeben wird, daß, wo Eisenbahnlinien oder Telegraphendrähte vernichtet oder beschädigt werden, die umliegenden Bewohner und die vornehmsten Einwohner der betreffenden Distrikte dafür verantwortlich gemacht werden sollen, und daß die Häuser in der Nachbarschaft, wo der Schade angerichtet wurde, verbrannt und die vornehmsten Einwohner kriegsgefangen gemacht werden sollen. Uns ist gar oft von der hohen Civilisation unserer Feinde gesagt worden, aber es wird hier und da ein bißchen schwer, daran zu glauben, wenn man solche Taten vor sich hat, die mit aller Civilisation und Billigkeit im Widerspruch stehen.“

Es folgen dann Kriegsberichte aus den verschiedenen Teilen des Kriegsschauplatzes. Der letzte lautet:

„8. Juli. — Nach dem Bericht des Hauptkommandanten C. R. de Wet ist der Feind jetzt im Besitz von Bethlehem, da seine Truppen sich einer sicheren Stellung bemächtigten, von wo sie Gelegenheit hatten, ein Kreuzfeuer auf unsere Burghers zu richten, so daß diese genötigt waren, die Stellungen zu verlassen. Unser Verlust waren zwei Tote und acht Verwundete, während es scheint, daß der Feind bei dem Angriff ansehnliche Verluste erlitten hat. Es ist uns eine große Genugtuung, zu vernehmen, daß der Feldkornett, der auf eine feige Weise seine Stellung verließ und so den Feind in die Lage versetzte, sich der ersten Stellung zu bemächtigen, sofort abgesetzt wurde.“

13. Juli 1900.

Im Lager bei Bethlehem. D.-B.-S.

Lese erbeutete Zeitungen aus Kapkolonie und Natal. Die Zeitungen sind voll von dem Wunsche und dem Glauben, daß

der Friede unmittelbar bevorstehe; die Städte der Kapkolonie und Natal treffen schon Vorbereitungen für die Friedensfeier, halten Gemeinderatssitzungen ab, bewilligen Gelder dazu etc. Wie lange, lange werden sie noch warten müssen! Interessant ist die Nachricht, daß die ersten Ankömmlinge in dem „englischen“ Johannesburg die Herren G. und P. Farrar, Fitzpatrick und Solomon sind, dieselben Herren, die wegen Anstiftung zum Jameson-Raid einst so mild bestraft worden waren von den Transvaalgerichten. Amüßant ist auch die Notiz, daß der Verteidiger von Ladysmith, General White, bei einem Diner in London eine Rede hielt über die Mühsalen der Belagerung, in welcher er u. a. erzählte, sie hätten zwischen dem Blitzen des großen Bürengeschützes und dem Einschlagen des Geschosses 23 Sekunden gehabt, um sich in ihre bombensicheren Löcher zu flüchten. „Ladies und Gentlemen,“ fuhr er fort, „Sie können sich nicht vorstellen, wie weit ein Mann gehen kann in 23 Sekunden!“

General Rundle fährt fort, die Farmhäuser im Freistaat zu verbrennen. Um so besser für die Sache der Buren; denn die, die kein Heim mehr haben, gehen nicht mehr „Haus zu“. Buller ist auf seinem Vormarsch längs der Natalbahn in Standerton. Botha stehe östlich von Pretoria und soll sich ergeben wollen; „er warte nur noch ab, wie es im Freistaat gehe“. Über die Dinge im Freistaat finde ich den Bericht im „Natal Advertiser“ vom 28. Juni 1900: „Konvergierende Heersäulen sind von allen Seiten aufgebrochen, um de Wets Tätigkeit ein Ende zu machen; der Zusammenbruch seiner Bewegungen ist jetzt nur noch eine Sache von wenigen Tagen.“ Wir werden also bald zu tun bekommen.

In der Kapkolonie gehen die Verhaftungen und die Hochverratsprozesse fort. In Johannesburg und Pretoria herrschen Teuerungspreise.

14. Juli 1900.

Gestern abend kam Strydoms Geschütz hierher ins Hauptlager bei Retiefs-Neß. Es ist offenbar etwas im Werke.

Abends mit Sonnenuntergang zieht ein großer Teil des Lagers und der Kommandos, an der Spitze Christian de Wet, der Präsident und die Regierung durch den Paß Slabberts-Ref; niemand weiß, wohin es geht. Kaum hat die Spitze den Ref passiert, kommt die Ordre: „Abfattern! Ausspannen!“ Es soll ein Kommando trotz de Wets Befehl eine Position zum Schutz unseres Zugs nicht eingenommen haben.

Generalmajor Arthur Paget schrieb heute einen ziemlich groben Brief an de Wet, in dem er sich beschwerte, daß die Buren Dumdum-Geschosse im Kampfe um Bethlehem gebraucht haben. de Wet erwiderte, dies seien — und zwar erst kürzlich bei Lindley — von dem Feinde erbeutete, und er werde sie so lange gebrauchen lassen, als die Engländer, die dieses Geschöß nach Südafrika gebracht haben, es auf die Buren schießen. Das Kaliber der Dumdums paßt nur für die englischen Lee-Netford-Gewehre.

15. Juli 1900. Sonntag.

Der Gottesdienst heute vormittag, bei dem ich zum erstenmal den Präsidenten Steijn sehe, war wirklich erhebend; er bot eine sehr gute Rede des Geistlichen, Prädikant Marquardt von Bloemfontein, eines noch ziemlich jungen Mannes. Alles kniete oder saß im Grafe herum, nur der Präsident saß auf einem Stuhle, und einige Schritte vor ihm stand der begabte Prediger, mehr einem Kämpfer als einem Diener Gottes gleichend. Seine Rede war voll großer Gedanken, voll tiefen Verständnisses des Charakters der Buren und der Bedeutung dieses Kampfes für dieselben. Sein Text war das Wort Jesaias: „Ein Volk wird nicht geboren in einem einzigen Tage.“ Immer und immer wieder rief er den Bauern, in denen naturgemäß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit als ein Volk noch sehr schwach ist, und der Gedanke an eigene Interessen und an die Verteidigung des persönlichen Besitzes überwiegt, die Worte zu: „Denkt an het land en volk! Laßt persönliche Interessen (Belangen) beiseite! Jeder ist geneigt, nur an sich und die ihn unmittelbar umgebende Welt zu denken.

Aber daß ein Volk geboren werden soll, muß der Einzelne Opfer bringen. Ohne Opfer wird kein Volk geboren, und bis jetzt haben wir nicht viel geopfert. Es wird und muß noch ganz anders kommen.“ — Das sind Ideen, wie wir Europäer sie haben über diesen Kampf, wie sie aber wohl den Kämpfern selbst nur zum kleinsten Teile bewußt geworden sind. Es war ein bedeutungsvoller, schöner Morgen; „wer weiß, wie lange es dauern wird, bis wir wieder so vereint sein werden,“ hat der Geistliche am Schluß seiner Rede gesagt.

Heiterkeit erregt ein Brief des englischen Generalleutnants Rundle an Kommandant Krauter, in welchem er diesen in sehr kategorischer Weise auffordert, in Zukunft alle Frauen, Kinder und Nichtkombattanten aus der Nähe seiner Gefechtsstellungen zu entfernen; denn „es ist mehr als wahrscheinlich, daß im Laufe der nächsten Wochen zwischen uns noch mehr gefochten werden wird“.

16. Juli 1900.

Wir haben gestern nach Sonnenuntergang Slabberts-Neß verlassen und sind während der Nacht durch den Kordon der Feinde gezogen. Seit Christian de Wet das Oberkommando führt, kommt Organisation auch in das Treffen. An der Spitze des Zugs ritt ein kleines Kommando Burghers und die Aufklärer de Wets, eine ausgefuchte Schar junger, intelligenter Buren, dann der Präsident und die Mitglieder der Regierung und deren Wagen, dann die Wagen des Hauptkommandanten und des Generals Philipp Botha, des Bruders Louis Bothas, hierauf die Artillerie, bestehend aus zwei Kruppgeschützen, zwei Armstronggeschützen und einem Maxim. Dann kommen die Ochsen- und Mauleselwagen mit dem Gepäck und der Munition der einzelnen Kommandos, hierauf die leider nur zu zahlreichen zweirädrigen Wagen der Bauern, die sogenannten Kapfarren, nach diesen endlich die einzelnen Buren zu Pferde, soweit sie nicht rechts und links neben dem langen Lagerzug herreiten. Dies tun sie besonders gern, um während des Marsches die Zugtiere zu beachten und nicht im Staub des Lagers zu reiten.

In der Marschkolonne ist unser Zug mehrere Meilen lang, es sind im ganzen etwa 2100 Mann, und zwar die Kommandos von Bethlehem- (3. T.), Kroonstadt-Heilbron-Distrikt, Therons Kommando und das tüchtige, tapfere Kommando der Griqualander unter van Sell.

Als wir aus den Bergen in die Ebene kamen, sahen wir rings um uns im Halbkreise die mächtigen Grasfeuer der sieben englischen Heersäulen, die uns einschließen sollten. Die Engländer machen, wie die Kaffern auf ihren Kriegszügen, überall Grasfeuer, wo sie hinziehen, offenbar um sich gegenseitig damit ein Zeichen zu geben. Der Bur spricht darum nur von „de engelse vuurje, elle maak het net so as de Kaffers, elle stek het gras in brand!“

Lautlos ziehen wir dahin, anfänglich in südwestlicher, dann in westlicher Richtung auf einen der dunkeln Zwischenräume zu, demjenigen zwischen dem zweiten und dritten Feuer, wo das „schwarze Loch“ am größten ist. Man hört nicht das Geschrei der Kaffern, die sonst mit gellenden Lauten die Ochsen gespanne antreiben, keine Peitschenknalle, wie sie sonst über den Köpfen der Maulesel ertönen, alles ist still und gespannt; wer spricht, spricht leise, und selbst das Rauchen erlauben sich nur wenige. Gleich beim Ausmarsch hatte ein Kaffer, der seine Pfeife mit einem Bündholz angezündet hatte, auf Anordnung von de Wet vor versammeltem Volk eine Tracht Prügel erhalten.

Wir marschieren, mit verschiedenen spannenden Haltepausen, bis nach ein Uhr nachts und lagern dann in einer Bodensenkung.

Wir sind kaum erwacht, da hören wir ganz in der Nähe Schüsse. Unsere Patrouillen sind auf den Feind gestoßen, der nur eine halbe Stunde von uns lagerte. Bald flogen ein paar Bomben eines Nordenfeld-Maxims, von den Buren nach dem Knall „Pompom“ genannt, in die Nähe unseres Lagers. Alles spannt ein und sattelt. Die Kapfaren natürlich fahren

wieder als erste in langem Zuge davon. Als de Wet dies sieht, schimpft er tüchtig und läßt sofort alle halten und zurückkommen, was auch befolgt wird. Im nächsten Augenblick schon nach dieser Aufwallung spricht er mit dem gewohnten freundlichen Lächeln mit einem Buren neben ihm. Dann kommt er zur Artillerie und begleitet uns in die Stellung; diese nehmen wir auf den Felsrändern längs des Tales, Müllers Geschütz auf dem rechten Flügel, Brouwers links, Strydom in der Mitte. Unsere Artilleriestellung ist vorzüglich; vor uns steiler Abhang und dann meilenweit Flachland. Wie verabredet, eröffnet Müller das Feuer, da er zuletzt seine Stellung erreicht. Die im Tale gegen uns heranschwärmenden Fußtruppen, die wie die Heuschrecken auf der Heide daherkommen, weichen schon nach den ersten Granaten bis außer Schußweite zurück. Bald darauf fährt der Feind sechs Geschütze im Flachland auf, drei rechts und drei links, 3700 Meter entfernt, und es folgt nun ein bis Sonnenuntergang dauernder, zeitweise sehr heftiger Artilleriekampf. Die englische Artillerie schoß gut. Um ein Haar hätten sie Strydoms Geschütz in Stücke geschossen, wenn die Mannschaften es nicht noch rechtzeitig beiseite geschoben hätten. Das Feuer der Pompoms war zeitweilig so heiß, daß die Mannschaften nur in den Feuerpausen des Feindes das Geschütz bedienen konnten. Wir haben einen Toten und zwei Verwundete. Der Präsident war selbst in den Reihen der Burghers.

17. Juli.

Lager südlich von Lindley.

Ohne eine Ordre erhalten zu haben, verließen wir gestern nach Eintritt der Nacht unsere Stellungen und ziehen müde und hungrig dem Lager zu, das, wie wir von ein paar Burghers hören, etwa eine Stunde nördlich liegt. Dort angekommen, hatten wir kaum Zeit, ein Stück Fleisch am Spieß zu braten, da ertönt der bekannte Ruf durch das Lager: „Opsadel, inspan,

burghers! Order van de Hoofdkommandant!“ — Wir treffen die ganze Nacht bis morgens 4^{1/2} Uhr Lindley zu und lagern bei unserer einstigen Stellung in der Nähe des Ladens des deutschen Juden. Dort ruhen wir den ganzen Tag über.

18. Juli.

Lager nördlich bei Lindley.

Nach einem siebenstündigen nächtlichen Treff lagern wir hier in einer Pfanne nordöstlich von Lindley. Nach dem Dorfe wird eine Patrouille entsandt unter Scheepers, der bald zurückkommt mit der Botschaft: „De Dorp is weer schoon“ = „das Dorf ist wieder schön“, d. h. die Engländer haben das Dorf verlassen. Er proklamierte die Freistaatregierung als noch bestehend und nahm das Dorf wieder in Besitz. Er erzählt uns folgende Neuigkeiten: In Lindley befinden sich nur noch zwei englische Militärärzte und ein paar 100 franke Soldaten. Da der eine, ein „Captain and Medical Officer“, auch Pässe an die Ungetreuen, die „hands upper“, ausstellt und deren Waffen entgegennimmt, nimmt Scheepers aus dessen Buch die Liste derjenigen Buren, von denen er Waffen in Empfang nahm, und läßt denselben diese mit einer Erklärung unterschreiben. Sie ist eine gute Illustration der britischen „Pacifikation“ des Landes und lautet:

„Pässe an Leute in Lindley, ausgestellt vom 17. Juli 1900 ab:

1. John Loch erhielt einen Paß, auf seiner Farm zu Leopardsfontein zu bleiben, und lieferte ab:
(1) Ein Schießgewehr, einläufig, 17. Juli 1900.
2. John Schalkwaak erhielt einen Paß, auf seiner Farm bei Leuport zu bleiben, und lieferte ab:
(1) Ein Schießgewehr, einläufig, am 17. Juli 1900.
3. Mr. Cornelius Botha erhielt einen Paß, nach Senekal zu gehen.

Ich habe obige Pässe ausgestellt, als der einzige Offizier in Lindley. Vor mir besorgte dies Hauptmann Hadley von

der I. Neomanry. Ich habe keine Papiere oder Dokumente irgend welcher Art von meinem vorgesetzten Offizier erhalten.

B. W. Longhurst, Captain,
Royal Army Medical-Corps.“

Trotzdem dieser Offizier durch die Ausübung dieser militärischen Funktionen zweifellos den Schutz des „Roten Kreuzes“ verwirkt hat, entscheidet de Wet, ihn nicht gefangen zu nehmen. Es ist auch nicht der Mühe wert. Wohl aber nehmen wir einen großen Teil der feindlichen Vorräte in Lindley, welche der englische Arzt alle unter den Schutz des Roten Kreuzes zu nehmen suchte. — Lord Roberts habe ca. 50 000 Truppen aus dem Transvaal zurückbeordert, um die Freistaatarmee zu fangen. Die Leute in Lindley, besonders die Frauen und Mädchen, erzählt Scheepers, haben eine riesige Freude, „ons menschen“ wiederzusehen. Er habe verschiedene Küsse bekommen. Die Engländer, die durchmarschiert seien, haben alle gesagt, der Krieg sei vorbei, sie wollten nur noch Christian de Wet, Präsident Steijn und die übrige Gesellschaft in den Bergen fangen, und dann gehen sie nach Hause. — Eine Frau auf einem nahen Plaats erzählt, die Engländer haben die Plaatsen auf ihrem Wege völlig ausgeraubt, viele Häuser verbrannt; dieselben seien so hungrig gewesen, daß sie die Kürbisse und Kartoffeln roh und vom Acker weg, und die Butter stückweise verschlungen hätten. Sie haben die Betten aufgeschnitten und durchsucht und alle Decken weggenommen. Die Frau meint: „Ist das eine zivilisierte Nation?“ — eine oft aus Burenmund gehörte Frage. Auch sie spricht beim Abschied in aller Ruhe den Wunsch aus, daß wir recht viele Engelskammern totschießen sollen. —

Wiedersehen mit Mr. Acton, dem Postmeister von Frankfurt. Er erzählt mir, die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten senden nach Kapblättern Truppen nach China und gehen dort gemeinsam gegen China vor. Die Griqualand-Aufständischen kämpfen immer noch.

21. Juli.

Lager bei Berdekraal, am Hauptpfad zwischen Heilbron und Kroonstadt.

Vorgestern hatten wir einen schweren Tag. Ungefähr um 10 Uhr vormittags griffen wir einen durch unsere „Spioene“ aufgestöberten englischen Convoy mit angeblich schwacher Bedeckung bei Tierbank, nördlich von Lindley, an. Strydoms und Müllers Geschütze eröffnen das Feuer auf 3000 Meter, werden aber bald auf offenem Felde so mit Pompons überschüttet, daß sie sich zurückziehen müssen. Wir hatten in der ersten Stellung zwar keinen Toten oder Verwundeten, aber mehreremal ging's haarscharf dran herunter. Auf einer Anhöhe, ca. 600 Meter weiter zurück, ist eine bessere Stellung mit Deckung, freilich auch mit dem Nachteil, daß wir indirekt schießen müssen. Auch hier hagelt es bald von englischen Schrapnels; wir erwidern das Feuer etwa 1½ Stunden lang, müssen uns aber öfters hinter einer nahen Kraalmauer decken, wenn wir nicht alle „totgeben“ wollen. Von unseren Pferden ist merkwürdigerweise nur eines getötet. — Plötzlich, etwa um 2 Uhr mittags, hören wir Geschützfeuer von Süden her; es kommt die Meldung, daß eine große englische Abteilung, die uns folgte, von Süden her komme. Wiederum bringen wir das Geschütz wegen des heftigen Feuers kaum aus der Stellung. Alles war erschöpft; es war heiß, und wir hatten seit morgens nichts gegessen. Nachdem ich noch rasch unseren einzigen Verwundeten verbunden habe — ich muß jetzt auch Doktorsdienste tun, da kein Arzt da ist —, fahren wir gegen den von Süden kommenden Feind in Stellung. Diesem ist ein Burgherkommando sehr weit entgegengeritten und ist nun in heftigen Kampf verwickelt. Aus Mangel an Munition und wegen der großen Entfernung (5700 Meter) feuern wir nur wenig. Bis in die Nacht hinein wurde im Norden und Süden gekämpft, diesmal erfreulicherweise auch mit den Gewehren. Mit Einbruch der Dunkelheit wurde das Feuer der Geschütze und Ge-

schosse zu einem schönen Feuerwerk. So zähe wurde gekämpft, daß beide Teile nur noch in der ungefähren Richtung schossen, nachdem es zum genauen Zielen zu dunkel geworden war. Wir hatten ein paar Tote und Verwundete. Das fühlte ein jeder, daß es diesmal galt, den Feind zurückzuhalten vor einer Umflammerung, und darum hielten die Buren aus bis in die Nacht hinein.

Nach langem Marsche und Fragen finden wir endlich das Lager wieder, das schon seit Mittag in einem großen Bogen in nördlicher Richtung weiterzieht. Ohne Halt treffen wir den Rest der Nacht weiter bis Berdekraal, wo wir gegen Morgen lagern und rasten und bleiben bis nachmittags. Das Land ist hier so kahl und so flach wie das Meer, und man sieht unendlich weit. Nicht weit von unserem Lagerplatz hier sind die Spuren eines englischen Lagers; die Buren wollten dort nicht lagern und zogen trotz der allgemeinen Müdigkeit noch weiter. Sie sagen mit Recht, die Engländer sind unreinlich und haben Ungeziefer, „elle had läus!“

22. Juli.

Bei Huning-Kopjes.

Wir sind gestern und heute fast den ganzen Tag getrefft; die Rhafis waren stets hinter uns, sie griffen aber nicht an. Die Geschütze deckten den Marsch. Hier ist alles Gras abgebrannt, ein Zeichen, daß die Engländer hier waren. Dann und wann kommen wir an großen Strecken zerstörter Stacheldrahtzäune vorbei, wobei sich die Buren jedesmal entsetzen, daß die Engländer ihre Sachen so zerstören! Das ist sehr bezeichnend! Der Bur tut das nicht, selbst wenn militärische Rücksichten dafür sprechen.

Wir sind nun nicht mehr weit von der Bahnlinie Kroonstadt-Pretoria weg, die wir heute nacht überschreiten werden. Zu diesem Zweck wird kurz vor Einbruch der Nacht noch das Lager in vier parallele Linien gebracht, um es abzukürzen.

Von diesem Marsche, wie er auch enden möge, wird die Geschichte reden. Es ist denn doch kühn, wenn ein so kleines

Häuflein durch ein topfebenes, baumloses Land voll feindlicher Truppen zieht. Mr. Acton, mit dem ich viel zusammen reite, machte gestern mittag, als wir über das flache Feld hinzogen, ganz treffend die Bemerkung: „Nun werden viele Ferngläser auf uns gerichtet sein.“ Ich glaube, daß wir uns nach dem Transvaal durchschlagen werden. Der Vorteil, den Präsidenten in Sicherheit zu bringen und mit den Transvaalern wieder in Beratung und Fühlung zu kommen, liegt auf der Hand. Mr. Acton hält dies für unwahrscheinlich; er meint, die meisten Burghers würden ihr Land nicht verlassen wollen und würden bei ihrem bekannten Lokalpatriotismus zurückbleiben.

Nicht ohne Sorge denke ich oft an die zurückgebliebenen Kommandos. Das Caledontal ist ja allerdings eine großartige natürliche Festung, und die vier Zugangspässe sind gegen eine große Übermacht gut zu halten. Allein ich kenne meine Burghers. Einen Tag fechten sie zähe und hartnäckig, den andern sind sie absolut nicht zum Kämpfen zu bringen; es ist ihnen einfach nicht „im Strumpfe“. — Außerdem haben die zurückgebliebenen Kommandos auch keinen de Wet. Die Buren sagen oft: „Wir sollten eben noch ein paar solche Menschen haben wie de Wet.“

24. Juli.

Lager südlich Brededorst.

Vorgestern nacht gegen 10 Uhr überschritten wir die Bahnlinie nördlich von Kroonstadt bei Honingspruit-Station. Welche Spannung, als unsere vier Marschsäulen nebeneinander sich über die kahle Ebene auf die Bahnlinie zu bewegten. Die Bahnlinie ist gleichbedeutend mit der Nähe der Engländer. Unter weithin dröhnendem Lärm und dem heftigen Bellen von Hunden auf benachbarten Farmen ging es vorwärts auf die an vielen Stellen erleuchtete „Spoor“ zu! Da de Wet in dieser Gegend schon einmal dem Feinde eine tüchtige Schlappe beigebracht und die Linie unterbrochen hat, erwarteten wir alle, daß wir unseren nächtlichen Übergang zu erkämpfen haben werden, insbesondere, da doch der Telegraph in den Händen des Feindes

war. Hinter uns leuchteten immer noch die Feuer der uns folgenden Feinde, weithin drang das dumpfe Rollen der Geschütze und Wagen, — plötzlich sind wir an dem Bahndamme, der zu unserer Überraschung nicht besetzt ist. Etwa eine halbe Stunde, ehe wir ihn erreichten, fuhr ein hellerleuchteter Personenzug nach Norden, ein reizender Anblick, wenn man schon lange keine Eisenbahn mehr gesehen hat. Der Zug wurde absichtlich nicht aufgehalten, um kein Hindernis für den Übergang zu bereiten. Nachdem das Lager drüben ist, wird die Linie an verschiedenen Stellen gesprengt, „aufgeblasen“, wie die Buren sagen, und bald kommt auch wieder ein Personenzug von Süden her gefahren. Therons Leute lagern sich rechts und links des Bahndammes, und als der Zug hält, feuern sie, worauf sich die Insassen des Zuges bald ergeben. es sind ca. 100 „frische“ Soldaten von Kapstadt im Zuge und etwas Proviant. — Wir treffen noch, um die nötige Distanz zwischen uns und die Bahnlinie zu setzen, weiter bis morgens 3 Uhr und lagern bei Mahem-Spruit. Auch hier ist fast alles flach und baumlos.

Morgens gegen 9 Uhr hält Christian de Wet in Therons Lager eine Rede von einem Wagen. In seiner schlichten Weise lobt er Theron und seine Leute und erwähnt besonders anerkennend auch die „Europäer, die Fremdlinge, die gekommen sind, uns zu helfen“. — De Wet ist zu feinfühlig, um das anrühige, verhasste Wort „Uitlanders“ zu gebrauchen, mit welchem in Johannesburg seit Jahren solcher Mißbrauch getrieben wurde. — De Wet sagt unter anderem: „Wir wissen noch nicht, wie wir sie belohnen werden, aber jedenfalls werden wir ihnen, wenn sie einmal wieder nach Hause zurückkehren, jedem ein Briefchen geben, in welchem gesagt ist, in welcher tapferen Weise sie uns in unserem Unabhängigkeitskampfe geholfen haben, und das sie dann jedermann zeigen können.“ Er ernennt schließlich Theron zum Kommandanten und stellt ihm in Aussicht, daß ihm ein Geschütz zugeteilt werden solle.

Theron dankt für die ihm erwiesene Ehre und gibt seiner

Freude über den neuen Erfolg Ausdruck. Nun haben sie wieder genug englischen Tabak und Thee und Kaffee, Zucker und Milch. Es gäbe Leute im Lager, die sagen: „Therons menschen is net a klumpie beutmaakers.“ Das ist wohl recht; wir nehmen gern, wenn wir was kriegen, aber darum sind wir doch allezeit voraus! (Bravorufe!) Theron schließt seine schlichte, hübsche Rede mit stürmisch aufgenommenen Hochrufen auf Christian de Wet. Therons Leute tragen diesen auf den Schultern unter: „Hoch Kommandant Theron!“ weg. Damit schließt die Versammlung, der die frisch gefangenen Engländer mit schweigendem Staunen zusahen. Zum erstenmal sah ich Begeisterung, seit ich in Südafrika bin, denn unter Therons Leuten sind Ausländer und junge Afrikaner. Der rechte Buren vom Lande kennt Begeisterung ebensowenig, wie Niedergeschlagenheit. Die Wellen seines Gemütslebens gehen nicht hoch und nicht tief. Er ist gleichmütig und still. Es ist, als ob nichts ihm etwas anhaben könnte.

Um 10 Uhr vormittags brechen wir auf und treffen drei Stunden nördlich in der Richtung auf Bredefort am Baalflusse. Wir lagern in der Nähe von zwei großen Staudämmen. Es ist ein stattliches, großes Lager, denn wir haben an Leuten dadurch bedeutenden Zuwachs bekommen, daß die Buren auf allen Farmen in der Gegend unseres Marsches die Zuhause-sitzenden herbeiholten.

Mr. Acton, der mich schon lange dem Präsidenten vorstellen will, tut dies heute im Regierungslager. Der Präsident, eine mächtige, imposante Gestalt, ist sehr freundlich und einnehmend. Er spricht ein gutes Deutsch — er war als Student in Berlin —, während ich so gut als möglich „Burisch“ spreche. Er fragt mich zunächst, wann ich abgereist sei, und ob damals die „Deputatie“, d. h. die Sondergesandtschaft, schon in Europa angekommen gewesen sei. Dann erkundigt er sich angelegentlich nach der allgemeinen politischen Lage und nach der Stellung der Mächte zu diesem Kriege. Als ich ihm sage, daß zur Zeit meiner Abreise es nicht aussah, als ob auf ab-

sehbare Zeit hinaus Intervention zu erhoffen wäre, sagte er ruhig: „Ja, ich glaube, wir werden die Sache allein auszufechten haben.“ Mit der Einladung, wieder in das Regierungslager zu kommen, verabschiedet er mich. Ich lese dann in den im Zuge erbeuteten Zeitungen interessante Neuigkeiten von China, die übrigens so zensuriert erscheinen, daß man nicht daraus klar wird, was eigentlich los ist. — Im Regierungslager lerne ich auch den stellvertretenden Staatsprokureur J. de Villiers kennen, der mir — welche Karität — ein Glas eben erbeuteten Vorbeaur kredenzte.

Der andere Ausländer bei der Artillerie hat sich jüngst beim Abfangen des Zuges gleich mit dem erbeuteten englischen Whisky so besoffen gemacht, daß man ihn vom Bahndamm wegfahren mußte. Der Präsident, der hiervon erfuhr, kam selbst ins Lager der Artillerie und ordnete an, daß dieser Mensch aus der Artillerie heraus müsse; der sei eine Schande für das Freistaat-Artilleriecorps. Von da ab sah ich den Betreffenden nur noch auf dem Gepäckwagen.

25. Juli.

Alarm heute morgen. Ohm Christian kommt auf seinem Schimmel herangaloppiert: „Dadelyk opsadel! de kanon inspan!“ Eine englische Abteilung hat eine kleine Abteilung von uns, die fünf Wagen Mehl von Bredesfort für uns holte, angegriffen und wahrscheinlich ihnen die Wagen schon weggenommen. De Wet reitet mit uns im Galopp in Stellung; Müllers und Strydoms Geschütz fahren auf einer kleinen Anhöhe auf; vor uns in der Ebene auf ca. 4700 m sieht man die Rhakis mit den Wagen. Nach wenigen, wieder einmal vorzüglich geschätzten Treffern auf 4650 m laufen die Rhakis, was sie können, und als hierauf die Burghers und Therons Leute im Galopp durch die flache Ebene stürmen, stecken die Engländer die Wagen in Brand und jagen zurück. Da wir bald nicht mehr feuern können, ohne die eigenen Leute zu gefährden, nehmen wir weiter vorn eine Stellung ein, die wir aus dem gleichen Grunde bald wieder verlassen, um noch weiter

nach vorn zu gehen, wo heftiges Gewehrfeuer im Gange war. Es war eine Herzensfreude, zu sehen, wie heute die Burghers stürmten! Die jungen Artilleristen riefen laut vor Vergnügen. Heute war's den Burghers wirklich „im Strumpfe“; daran war jedenfalls das Mehl und die Wagen schuld. Denn seit acht bis zehn Tagen haben wir nur unsere mageren, zähen Ochsen und Schafe zu essen. Gegen Abend hatten die Burghers genug und ritten ins Lager zurück. Wir hatten einen Toten und sechs Verwundete. Heute kam uns wieder einmal der Einbruch der Nacht zu gute. Denn vom Süden her sah man eine große Macht in Eile heranziehen.

26. Juli.

Lager am Baal bei Schoemanns Drift.

Die Engländer haben sich weit nach dem Süden zurückgezogen. Wir sind nach einer sehr windigen Nacht heute vormittag unter heftigem Blitz und Donner hierher gezogen, wieder in ein von ziemlich hohen Bergen umgebenes Tal, wo wir nun etwas ruhen können. Heute hat es auch zum erstenmal geregnet, seit ich in Südafrika bin. Sonst war immer wolkenlos blauer Himmel. Acton sagt mir, die Gewitter und besonders die Blitze hier zu Lande seien viel schlimmer als in Europa. Die Landschaft hier ist sehr nett für südafrikanisches Hochland. Viele Bäume und hübsche, reiche Farmen, und der Baalfluß wie geschaffen zum Baden.

Mr. Acton teilt mir mit, von den Transvaalern seien günstige Berichte gekommen; Delarey habe westlich von Pretoria dem Feinde verschiedene Schlappen beigebracht. Dicht um Potchefstroom liegen die nächsten Burenkommandos; dort sei auch in den letzten Tagen gekämpft worden.

27. Juli.

Gestern und heute ruhiges Lagerleben. Alles liegt herum und schläft oder faulenzet. Tiere und Menschen haben die Ruhe gar nötig.

Die Buren hier herum sind teils nach Transvaal geflüchtet,

teils sitzen sie ruhig noch zu Hause und sind wohl überhaupt noch nicht vom Kriege so beunruhigt worden, daß sie dachten, sie könnten auch „up Kommando“ gehen. Auch viele „hands upper“ sind in der Gegend und strömen uns zu, erfreulicherweise meist mit Waffen, da sie dem Feinde immer nur ein Gewehr ablieferten. Heute nachmittag kam ein langer Zug Reiter auf das Lager zu, etwa 200 Mann. Die Buren mit ihren Falkenaugen sahen schon auf viele Meilen, daß einzelne der Reiter keine Gewehre hatten; es waren „hands upper“ von Bothasville, die nun wieder mitkämpfen wollen¹⁾. Dies ist eine gute Wirkung unseres Zuges. Wer jetzt noch kämpft, muß kämpfen bis zum Ende; denn die Engländer verbrennen sein „Rebellenhaus“.

28. Juli.

Im Lager am Baalfluß.

Versammlung vor des Hoofdkommandants Zelt. Alles glaubt und ruft: „Friede!“ Denn hiernach herrscht große Sehnsucht, und die Frage: „Wie lange wird der Krieg noch dauern?“ hört man sehr oft.

Christian de Wet steigt auf einen Wagen und hält ungefähr folgende Rede:

„Freunde! Es ist eine nicht besonders wichtige Angelegenheit, die ich euch mitteilen will; es ist ein Rapport von Lord Roberts über ein Gefecht, das er mit den Transvaalern östlich von Pretoria hatte. Ich habe es aus einer englischen Zeitung übersetzen lassen, da ihr nicht alle englisch versteht, und will es euch jetzt vorlesen lassen, damit ihr seht, daß die Transvaaler nicht schlafen. Das soll uns allen eine Anmutigung sein. Wenn Lord Roberts sagt, er habe schwere Verluste gehabt, so wißt ihr ja, daß der wahre Verlust immer größer ist, als er sagt. — Dann noch eins: Gestern hat ein Mann einen Gurt mit etwa 160 £ verloren. Ich kenne nun den Mann, der es verloren hat, und da ist gewiß auch ein Mann, der es gefunden

¹⁾ Ihr Dorf ist seither von den Engländern zerstört.

hat. Der Mann weiß nun gewiß nicht, wem er es geben soll, und darum will ich dem nur sagen, daß er es mir geben soll. Das ist keine Beute, das ist Eigentum von einem von uns. Und da der Mann zu mir kam und ich ihn kenne, so darf der, der es aufgelesen hat, nicht glauben, daß ich das Geld behalte. Ich bin sicher, der Mann will es dem Eigentümer zurückgeben, aber er weiß nicht, wer es ist, und wie er es machen soll. Darum sage ich ihm, er soll es gleich nachher mir geben, und ich will es dann dem Betreffenden zurückgeben. Dann ist die Sache abgetan. —

Dann noch ein Wort an die, die die Waffen abgelegt hatten und nun wieder zu uns gekommen sind. Wir haben so viele gefunden, und wenn ihr irgendwo noch einen findet, holt ihn an den Haaren herbei; alle müssen wieder mit uns gehen und streiten. Es sind nun einige da, die sagen, man müsse diese Leute strafen. — Ihr wißt, Brüder, daß jedermann ein Gewissen hat, und dieses Gewissen geht oft schlafen. So ist es schlafen gegangen bei so vielen, als Lord Roberts Bloemfontein eingenommen hatte. Aber ich wußte, daß das Gewissen dieser Leute wieder erwachen würde. Nun denke ich, Brüder, diese Leute haben genug daran zu tragen, daß das Gewissen wieder in ihnen erwacht ist, und daß sie nun die schweren Gewissensbisse haben. Die Hölle, von der in der Bibel geschrieben steht, denke ich mir nichts anderes als Gewissensqualen. Wir alle haben ja Schuld auf unserem Gewissen, und wir wissen darum, was das ist. Aber eine solche Schuld, seinem Lande untreu geworden zu sein, möchte ich keinen Tag lang tragen. Darum sage ich, Brüder, diese Leute haben genug zu tragen, und wir wollen Gott danken, daß er das Gewissen wieder in ihnen erweckt hat. Denn das Gewissen war nur schlafen gegangen; es geht oft schlafen; das ist der Satan, der es schlafen macht.

Aber, Brüder, jeder Mann, der jetzt wieder zu uns kommt, der muß bei uns bleiben bis zum Ende. Getreu muß ein Mann sein, getreu und ein gutes Gewissen bewahren. Wenn dies

aber nicht genug Sporn ist, so muß ich sagen, daß da eine Proklamation ist, daß jeder Mann, der wieder wegläuft, mit dem Tode bestraft wird. Ein mal sollen wir Gnade walten lassen, aber nicht zum zweiten Male. Ich werde der Erste sein, der einen solchen Mann mit kühlem Blute totschießt. Wer jetzt nicht mehr getreu sein will, der muß totgemacht werden.

Denn, Brüder, wir müssen aushalten. Die Zeit wird kommen, ich weiß nicht wann. Aber wir müssen kämpfen, bis unsere Kinder groß werden, wenn Gott es will. Ich bin der Letzte, der wünscht oder glaubt, daß es so lange dauern werde. Aber wenn Gott es will, so müssen wir so lange kämpfen. Das ist unsere heilige Pflicht; denn wir kämpfen für eine heilige und gerechte Sache. Wie Roux gesagt hat: in der Zeit liegt die Hoffnung, — und die Zeit wird kommen. Es war der größte Fehler von Lord Roberts, daß er einen Schritt weiter gegangen ist als Bloemfontein.

Ihr wißt, Brüder, daß alle civilisierten Nationen von Europa und Amerika im Kriege sind gegen China, das größte Reich der Welt. Das liegt fern im Osten in Asien und hat über 300 Millionen Menschen. Nun, glaubt ihr nicht, daß, wenn ihr müde werdet und nach Hause geht, daß ihr dann bald England helfen müßt, gegen China zu fechten? Ist es da nicht besser, für die eigene Sache zu fechten? — Und wenn wir auch alles verlieren, so kämpfen wir für unsere Kinder, daß sie frei in diesem Lande leben können, das Gott uns gegeben hat.“ —

Hierauf verliest sein Sekretär den Bericht von Lord Roberts über die Schlacht bei Bronkhorstspruit, wo Lord Roberts mit schweren Verlusten abgeschlagen wurde, mehrere Geschütze verlor und verschiedene größere Kavallerieabteilungen von den Buren gefangen wurden. Odm Christian fügt bei, daß, wenn in dem (englischen) Berichte vom „Feind“ die Rede sei, dies immer die Transvaaler seien. — Nach dem Verlesen sagt er:

„Wenn wir jetzt ausziehen, dann müßt ihr nicht fragen, wohin; wir wollen nur den Pferden ein wenig Bewegung machen.

Sonst werden sie steif und auch wir selbst. Alle sollen mit ausziehen nach dem vordersten Kopje; wir wollen sehen, ob „dem Engelsmann sein Lager“ noch da ist, wo es gestern war. Kost braucht ihr keine mitzunehmen. Wir kommen heute abend wieder zurück.“

29. Juli. Sonntag.

Ja, wir kamen nach langem Gefecht gestern Nacht 10¹/₂ Uhr ins Lager; ein gutes Essen erwartete uns hier, freilich fast nur Fleisch. Wir griffen gestern mittag einen dem Rhenosterfluß in nordwestlicher Richtung entlang ziehenden englischen Heereszug an, Müllers und Strydoms Geschütz auf 4300 m. Das Gefecht, das bis etwa fünf Uhr abends dauerte, war nur Artillerie gegen Artillerie. Der Feind hatte drei Geschütze und ein Pompon und schoß sehr gut. Allein da unsere Geschütze sehr gedeckte Stellungen hatten, hatten wir keine Verluste. Olivier und die Burghers saßen in einem Kopje vor uns und schauten zu, gemütlich rauchend.

30. Juli.

Im Lager am Baal.

Wir ziehen auf ein Gerücht hin, ohne Ordre, in unsere gestrige Stellung. Aber alles ist ruhig, und so ziehen wir bald wieder ins Lager zurück. Auf dem Rückwege singt mir der Artillerist van Wyk, den ich dann und wann auf meinem Pferd reiten lasse, um auf Proze oder Lafette auszuruhen, das von einem Unbekannten gedichtete

Kriegslied¹⁾).

Waar Tafel-Baai beginne
Tot ver in Transvaal
Woont een vereenigd Volk,
Een algemeene taal.
Een taal vor een beschermd,
Een taal vor geen beschrom²⁾,
En nu beroemd gejeugd³⁾
Door Noord, Oost en West.

1) Aussprache: sch = sk, or = u, u = ü, ui = eu, y = ei. —
2) beschämt. — 3) zugejuchzt.

Die Afrikaansche taal,
Die klinkt vor ons zoo zoet,
Het is ons moeder's taal
Ligt ons in merg en bloed.

Ons ruil ¹⁾ hem vor geen taal,
Al is hy nog so schoon.
Daarvor heft ons gely ²⁾
Nood, smart en pyn.

O Engeland, roemgerust!
Haal op ji groote macht!
Ons is vor ji niet bang,
Nog niet een enkel dag.

By ji is plaatsgebrek
En somtyds hongersnood,
By ons is goud ³⁾ genoeg,
En al, wat werkt, eet ⁴⁾ brood.

Het Heilige Bibelbook
Wordt by ons hoog waardeerd
Ons houdt het als het woord
Van onzen lieyen Heer.

Gedenk ons land en volk,
Getrouwe Hemels Heer!
Zie gunstig op ons neer
Vereenigd Afrika!

Im Lager geht das Gerücht, daß der wegen Hochverrates zum Tode verurteilte Erasmus erschossen sei. Bei dem weichen, rücksichtsvollen Charakter der Buren ist dies sehr unglauhbhaft, jedenfalls bleibt es geheim. Die hands upper, die wieder zu uns kommen, sind pro forma zu einer Geldstrafe von 5 £ verurteilt worden.

Der englische „Kordon“ wird allem nach wieder mehr und mehr um uns gezogen, denn die „englischen Feuerchen“ kommen auf allen Seiten näher, aber Ohm Christian wird sie alle wieder für Narren haben. Die Nähe des Feindes macht sich

¹⁾ tauschen. — ²⁾ gelitten. — ³⁾ Gold. — ⁴⁾ ißt.

auch dadurch bemerkbar, daß unsere Patrouillen viele englische „Spioene“ wegfangen. Darin sind die Buren Meister, sie sind eben Jäger. Fast täglich werden „Khakis“ eingebracht. Welche Freiheit diese Gefangenen genießen, zeigt folgendes: Gestern lief ein englischer Offizier, den ein Kroonstadter gefangen hatte und der infolge dessen beim Kroonstadt-Kommando in Bewachung und Verpflegung stand, durch das Lager mit dem Rufe: „Wo ist das Kroonstadt-Lager?“ — So pflegen die Buren zu rufen, wenn sie im Lager ihr Kommando suchen.

Die Buren sind fast alle miteinander verwandt, und die gleichen Namen kehren oft wieder. Bei Strydoms Geschütz sind z. B. drei Boster, vier Bernardi.

Unser alter Fahrer „Olm Van“ geht heute zum Präsidenten und Hoofdkommandanten, um diesen zu klagen, daß die anderen ihm immer seine „Mealies“ stehlen (Welshorn, mit dem die Pferde gefüttert werden). Olm Van ist der älteste Burgher bei der Artillerie, der „Kanonenvater“; er spricht abends meist das Abendgebet; oft betet auch der Vorderreiter van jaarsfeld, ein humorvoller, gemüthlicher junger Bur von 26 Jahren, der natürlich auch schon Vater zweier Kinder ist. Olm Van ist eine reizende Figur, wenn er auf der Proge sitzt und mit Peitsch und Peitsche in der Hand einherfährt, als ginge es „Mistfahren“. Er sitzt meist allein auf der Proge, die er sich mit Schaffellen fein gepolstert hat.

Mittags hält Christian de Wet wieder eine Ansprache. Er sagt, er wolle den Brüdern wieder einige Neuigkeiten mitteilen, und läßt dann durch seinen Sekretär Telegramme, Briefe u. s. w. verlesen zur allgemeinen Orientierung und „Anmutigung“. Dabei macht er immer die nötigen Bemerkungen und Erklärungen. Zuerst kommt ein Brief von Louis Botha. De Wet sagt, er habe seiner Zeit beim Abmarsch von Slabberts-Nek drei gleichlautende Briefe an Botha gesandt mit Mitteilungen darüber, wie es im Freistaat stehe. Dieser Brief sei nun die Antwort darauf. Bothas Brief ist voll guten Mutes und Hoffnung und bekundet eine wahrhaft entschlossene, große

Gefinnung. Er schreibt u. a., er habe 12000 Mann unter sich, die entschlossen seien, bis zum äußersten zu kämpfen. Seine Pläne wolle er nicht mittheilen wegen der Gefahr, daß der Brief in „Rhafis“ Hände falle. Alles lacht bei dieser Ausdrucksweise des Generalkommandanten der Transvaaler. — Dann verliest der kleine du Toit, de Wets freundlicher Sekretär, englische Berichte von Gefechten und Verlusten in Transvaal aus „engelse Kourante“. Danach wird besonders im Westen von Pretoria hart gekämpft. Die Engländer kommen eben nicht von den Städten und der Bahnlinie weg. Dann folgt ein Brief von dem Transvaal-Kommandanten Viljoen, der mittheilt, er habe die Natalische Eisenbahn bei Heidelberg mehrere Meilen lang „aufgeblasen“ und trachte, „om naar Vereeniging te kom“. Auch sein Brief schließt voll Zuversicht und mit dem oft gehörten Worte: „Ich hoffe, mit Gottes Hilfe auszuhalten bis an das Ende.“ — Du Toit verliest dann noch einige Zeitungsnachrichten aus dem weggenommenen Zuge, über den Krieg in China, über die Pest und Hungersnot in Indien u. s. w.

Zum Schlusse bringt ein junger Bur aus der Versammlung ein Hoch auf Louis Botha aus; dann sagt de Wet, der auf dem Wagen neben du Toit gesessen hatte und sich nun erhebt: „Aushalten! Mitbürger! Gott wird uns gewinnen lassen. Wie im Transvaal, so sendet er auch bei uns diejenigen wieder in die Reihen, die die Waffen abgelegt hatten. Gott ist mit uns!“

Nachdem de Wet geendigt hat, ruft ein alter Bur, der auf einem Baume nahe bei de Wets Wagen sitzt: „Brüder! Laßt uns jetzt, ehe wir auseinandergehen, den letzten Vers von Psalm 20 singen: Komt, trekken ons gemoedigt voort!“ — worauf alle die Hüte abnehmen und in ihrer einförmigen, schleppenden Weise singen:

„Komt, treên¹⁾ ons gemoedigt²⁾ voort
In vast vertrouwn op Zyn woord.
Zoo moeilyk³⁾ ook de weg mag schyn,
Het end zal zeker zalig syn.“

1) ziehen, trekken. — 2) ermutigt. — 3) mühsam.

„Nun, guten Tag, Brüder!“ ruft de Wet zum Abschied; „daß ihr so zahlreich gekommen seid von allen Seiten, freut mich, es zeigt mir euer Interesse!“ —

Auch diese letztere Bemerkung ist sehr bezeichnend: Das Lager ist groß, und alles ist träge; daher ist es gar nicht selbstverständlich, daß alles dem Rufe: „Voor de Hoofdkommandants tent!“ (Zelt) Folge leistet. —

Nach dem Dorfe Bredesfort wird eine Patrouille entsandt, um die Freistaatregierung als noch bestehend zu proklamieren. Die Patrouille bringt wieder neue Zeitungen mit, die viel Bemerkenswertes enthalten:

Potchefstroom = Budget vom 21. Juli 1900. Es ist dies das Blatt der in Potchefstroom eingesetzten Militärverwaltung und enthält fast nur Proklamationen und amtliche Bekanntmachungen der Militärbehörden, darunter die (nach dem Muster der seiner Zeit im Freistaat erlassenen) gefertigte Proklamation von Lord Roberts, durch welche die Burghers zwecks Vermeidung weiteren Blutvergießens aufgefordert werden, ihre Waffen an die britischen Militärbehörden abzuliefern und den Neutralitätsseid zu leisten. Denjenigen, die dies tun, wird versprochen: 1. Amnestie für ihre bisher gegen England betätigten Feindseligkeiten; 2. sie sollen in ungestörtem Besitze ihres Eigentums bleiben und einen Paß erhalten, um auf ihre Farmen zu gehen und dort zu bleiben; 3. da es jetzt Zeit sei, das Vieh in das „Winterfeld“ zu treiben, sollen die Betroffenen auch hierfür Erlaubnis und Pässe bekommen. — Letzteres ist eine ganz schlaue Benutzung der Gepflogenheit der Transvaalburen, ihr Vieh im Winter in das sogen. Winterfeld, d. h. das im Norden des Landes gelegene Tiefland, meist Buschfeld, zu treiben, da bei der halbtropischen Vegetation dieser Gegenden um diese Zeit hier schon frisches Gras wächst, während die im Winter abgebrannten Grasflächen des Hochfeldes dem Vieh kein Futter bieten.

Solchen Versuchungen muß natürlich mancher Bauer unterliegen. Denn niemand zwingt sie, zu kämpfen. Wer kämpft,

tut dies freiwillig, gibt freiwillig all sein Eigentum, sein Haus und Hof und Herden dem Feinde preis. Das will viel heißen für Bauern, besonders wenn man die Ruhe und Frieden und Familie über alles liebende Natur dieser Bauern ins Auge faßt.

Die „Bloemfontein-Post“ vom 1. Juli 1900 nennt in einem Leitartikel diesen Krieg „den besten und gerechtesten, den je ein freiheitliebendes Volk geführt habe“. Das Blatt spricht immer von dem Ende des Krieges, das nun vor der Tür sei, von dem „future settlement“ und der künftigen Regierungsform der Dranjesfluß-Kolonie. Oft wird uns prophezeit, daß unsere Gefangennahme eigentlich „praktisch“ vollendet sei.

In Bloemfontein sei die tägliche Zahl der Todesfälle an Typhus und Dysenterie schon über 40 gestiegen!

Eine Natal-Zeitung sagt, es sei die höchste Zeit, daß Durban, nach dem Vorgang der Städte der Kapkolonie, Vorbereitungen treffe und Geld aussetze für die „Friedensfeier“. — Vom Feinde bringen unsere Aufklärer die Nachricht, daß die Hochländer-Brigade am Rhenosterfluß abwärts zieht.

1. August.

Im Lager am Baalflusse.

Wir erhielten heute einen halben Sack Mehl, zum ersten Male seit Slabberts-Ref. In der „Times Weekly“ lese ich, daß Piet de Wet, Ohm Christians Bruder, schon beim ersten Kommen der Engländer nach Lindley, Anfang Mai, mit ihnen Unterhandlungen verräterischer Art pflog. Und nun geht die Kunde durch das Lager, daß er auch „hands up“ gemacht hat. Er ist auf unserem Zuge, als wir bei Lindley vorbei kamen, auf seine Farm gegangen, wie dies jeder Bur zu tun pflegt, wenn man in die Nähe von seinem Plaats kommt, und seither nicht mehr zurückgekehrt. Cherchez la femme! Ihr war Haus und Herden wichtiger, als die Unabhängigkeit und das Vaterland. Das ist nun die Folge ihrer Klagen, die ich s. B. in ihrem Hause so oft hörte. —

4. August.

Ein Bericht kommt, daß ca. 10 000 Engländer von Potchefstroom her nach Süden dem Mooifluß entlang ziehen. Wieder umgeben uns nun ihre Feuer auf allen Seiten. — Dem Kommen der Feinde ist natürlich das Gerücht, das hierzulande so schnell reitet, vorangegangen: eine Frau auf einer benachbarten Farm sagt, ein Kaffer habe ihr erzählt, es kommen „schrecklich viele Engländer“ „van de Potchefstroomsche Kant af“. Auf wiederholte Fragen: Ja, wie viele denn? sagt sie: „Oh, over a hundert million Teusend!“ — Die guten Leutchen haben noch nie so viele Menschen gesehen in ihrer Einsamkeit und dachten nicht, daß es so viele Engländer gibt, wie sie jetzt zu sehen bekommen. — Man erzählte sich, als Lord Roberts mit der großen Armee kam, habe Präsident Krüger einen seiner Enkel nach England geschickt, um nachsehen zu lassen, ob's denn immer noch mehr Engländer gebe zum Heraus-schicken.

Heute wurden Stiefel und Kleidungsstücke verteilt, die wir in Bredesfort requiriert haben. Die jungen Artilleristen sind darüber ganz glücklich, kleiden sich schön und „gaan keur“, d. h. gehen pouffieren auf die Farmen der Nachbarschaft, besonders der junge de Bruyn, der immer, so oft wir ins Lager kommen, sein Gepäck vom Wagen herunterholt und eine Sammlung Liebesbriefe liest.

Die letzten Abende saßen wir stets in der guten Stube einer benachbarten Farm, die ein besonderer Anziehungspunkt ist, da zwei sehr nette Töchter da sind. Alles sitzt auf den Bänken und Stühlen an der Wand herum, in der Mitte steht der Tisch und auf demselben das Kerzenlicht, das die jüngere Tochter von Zeit zu Zeit mit der Lichtschere schneidet. Die eine Tochter säugt ihr Kind, und auch die Mutter hat einen Säugling, was oft bei den Burenfamilien vorkommt. Der Vater stellt seine Füße in einen Wasserkübel und spricht immer von seinen Schmerzen, die ins Rückenmark hinaufziehen. Das ist wohl nur eine Ausrede, um zu entschuldigen, daß er nicht

mitkämpft. Obwohl die Buren zu feinführend sind, ihm hierüber direkte Vorhalte zu machen, fühlt er die stillen Vorwürfe. Bei diesen Abenden wird natürlich viel vom Kriege gesprochen, alles stets mit dem besten Mut und Humor. Zum Prahlen denken die Leute noch viel zu schlicht und natürlich; im Gegentheil, sie erzählen mit der größten Naivität, daß sie „sehr bange gekriegt hätten und ‚gehaardloopt‘ seien“. Ein Burgher vom Bethlehemskommando erzählte gestern abend, wie sie bei Bethlehem nach und nach die Stellung auf dem sehr beschossenen Platkopje geräumt haben. Er sagt: „Wie ich so einen nach dem andern fortreiten sah, habe ich schließlich gedacht, jetzt habe ich auch genug; ich tue keinen Schuß mehr und gehe Lager zu.“

Heute ist eine traurige Nachricht eingekommen. Die Engländer haben Retiefs-Nek und damit die Stellungen der in den Bergen südlich Bethlehems Zurückgebliebenen genommen, und diese haben sich unter Prinsloo ergeben. Noch weiß man nicht alles. Das vier Stunden lange Lager, das zum Teil schon die Berge verlassen habe, sei in Gefahr, abgefangen oder umzingelt zu werden. Um schädliche Gerüchte nicht aufkommen zu lassen, hält der Präsident und Christian de Wet eine Ansprache, in der sie diese Tatsachen mitteilen und beifügen, daß man noch nicht wisse, mit wie viel Mann Prinsloo sich ergeben habe, es werden etwa 600—800 sein. Roux und Hasbruf und Fourie und deren Kommandos seien entkommen. Der Bericht sei gemacht und eingekommen durch einen von den Engländern an Christian de Wet gesandten jungen Buren. Dieser brachte einen Brief Prinsloos an de Wet, welchen Prinsloo als Gefangener im Hauptquartier des Generals Hunter schrieb und in dem er de Wet mitteilt, daß er „wegen der übergroßen Übermacht des Feindes genötigt gewesen sei, sich unbedingt zu ergeben“. Diesen Brief unterzeichnete der alte Prinsloo als „Hoofdkommandant“! Ohm Christian meint treffend in seiner Ansprache, das mußte so kommen, das ist nur Gottes Wille, der durch diesen Krieg eine Auslese unter

uns vollzieht; die Feigen (laafhartigen) und Ungetreuen müssen ausgeschieden werden, an diesen „is geen groot Verlies“.

Kürzlich erzählte de Wet lächelnd, die Engländer sagen von ihm, Gott habe ihn an den Haaren, und alle Burghers hängen an ihm, und wo Gott ihn hinwerfe, da liege er mit allen seinen Burghers. — Sie können ihn eben nicht fangen.

Von Transvaal sind gute Berichte eingekommen von dem Kommandanten Liebenberg, der nördlich von Potchefstroom, und Delarey, der westlich von Pretoria liegt. Letzterer hat 100 Engländer gefangen, und Liebenberg hat ein englisches Lager mit 250 Mann und zahlreichen Vorräten an Munition und Lebensmitteln genommen. Der Weg zu Louis Botha ist frei. Dieser sei bei Middelburg an der Delagoabahn, Präsident Krüger in Watervalonder. Vertraulich höre ich, was ich im stillen schon lange dachte, daß wir mit dem Präsidenten nach dem Transvaal gehen, zugleich um Munition zu holen.

Theron, von dem das Gerücht ging, er sei mit einem Teil seiner Leute weggegangen, um Piet de Wet zu holen, kam heute zurück; er hat gestern früh bei Golsfontein Sibing, südlich von Kroonstadt, einen Bahnzug weggenommen und mehrere auf demselben befindliche Soldaten und Offiziere gefangen. In dem Zug befand sich auch ein Salonwagen, in dem der amerikaniſche Generalkonsul Stowe von Kapstadt mit mehreren Personen saß. Theron fragte denselben, ob keine britischen Offiziere oder Mannschaften in dem Wagen reisen und ob keine Briefe oder sonstigen Sachen, welche den britischen Behörden gehören, in dem Wagen befördert werden. Hierauf erwiderte Mr. Stowe unter Hinweis auf seine nationale Flagge und auf sein Ehrenwort, daß in dem Wagen keine Person oder Sache befördert werde, welche nicht zu seinem „Staff“ oder ihm persönlich gehörten. Der Salonwagen sei ihm durch die britischen Behörden zu seiner Verfügung gestellt worden. — Hierauf ließ Theron den Wagen beiseite schieben und ununtersucht. — Die in dem Zuge gefangenen Engländer sagten nun nachher, daß in dem fraglichen Wagen sich Colonel Lord M-

gernon Gordon Lennoy mit Briefen 2c. an Lord Roberts be-
funden habe. De Wet will wegen dieses Neutralitätsbruchs bei
Lord Roberts protestieren.

Von Lord Roberts ist heute ein Brief eingekommen. De
Wet hatte ihm vor dem Abmarsch südlich Bethlehems folgendes
geschrieben:

„Es ist mit einem Gefühl von tiefster Entrüstung, daß
ich die ruchlose Verwüstung des Eigentums in diesem Staate
durch die Truppen unter Eurer Excellenz Befehl von Tag zu
Tag mit angesehen habe. Häuser und andere Sachen werden
unter allerhand Vorwänden vernichtet und verbrannt, wehrlose
Frauen und Kinder werden mit Schmach behandelt und zu
Fuß aus den Häusern gejagt, um Herberge unter bloßem
Himmel zu suchen. Durch diese Handlungsweise wird unendlich
viel unnötiges Leiden verursacht. Dies ist u. a. in folgenden
Fällen vorgekommen: . . . (Folgt Aufzählung einer Anzahl
verbrannter Farmen.) Die Ehefrau des Generals Roux (ein
Pfarrer) zu Senekal wurde aus dem Pfarrhaus gejagt, die
Ehefrau des Herrn J. G. Luyt in Heilbron wurde mit großer
Schmach behandelt und die Ehefrau des Kommandanten P. G.
de Villiers aus zwei Häusern in Vicksburg getrieben. Es sind
noch viele andere Fälle mir zur Kenntnis gebracht; doch für
meine Zwecke ist es nicht nötig, Eurer Excellenz eine vollständige
Liste zu senden.

Ich vertraue in dem Namen unserer gemeinsamen Zivil-
isation und der Menschlichkeit, daß Eure Excellenz die Missetäter
strafen lassen und verhindern werden, daß solche Taten in Zu-
kunft verübt werden. Sollten jedoch die Truppen unter dem
Befehl Eurer Excellenz fortfahren, das Land auf diese Weise
im Streit mit den Prinzipien zivilisierter Kriegführung unnötig
zu verwüsten, so werde ich, so sehr es mir auch gegen den
Sinn geht, mich genötigt fühlen, solche Repressalien an den
Häusern und dem Eigentum von britischen Untertanen in dem
Dranje-Freistaat sowohl als von britischen Untertanen in der

Rapkolonie und Natal zu ergreifen, als mir zweckmäßig erscheinen werden, um diesen Greuelthaten endgültig ein Ende zu machen.

Beseelt von dem Wunsche, diesen unglücklichen Streit in Übereinstimmung mit den Vorschriften der Menschlichkeit zu führen, habe ich mich gezwungen gefühlt, Eurer Exzellenz diesen Brief zu schreiben, in der Hoffnung, daß Eure Exzellenz denselben empfangen und erwägen werden in demselben Geiste, in welchem er geschrieben ist.“

Lord Roberts erwiderte nun d. d. Pretoria, 3. August 1900, u. a. folgendes:

„Wie Euer Wohlgeboren wohl bekannt ist, wurde gegenüber jeder Art von Einwohnern der Dranjefluß-Kolonie stets die größte Rücksicht erzeigt, seit die britischen Truppen unter meinem Befehl in das Land einzogen.

In letzter Zeit wurden viele meiner Soldaten erschossen aus Farmhäusern, über welchen die weiße Flagge wehte, die Eisenbahn- und Telegraphenlinien wurden unterbrochen und Züge zerstört. Ich habe es deshalb für notwendig erachtet, nachdem ich Euer Wohlgeboren gewarnt habe, solche Maßregeln zu ergreifen, wie sie durch die Kriegsgebräuche sanktioniert sind, um diesen und ähnlichen Handlungen ein Ende zu machen, und habe die Farmhäuser niedergebrannt, in oder bei welchen solche Taten begangen wurden. Ich werde fortfahren, dies zu tun, so oft ich es für nötig finden werde.

Frauen und Kinder sind also heimatlos gemacht worden durch die Missetaten der Burghers unter Euer Wohlgeboren Befehl, aber Euer Wohlgeboren ist falsch unterrichtet darüber, daß diese armen Leute schlecht behandelt worden seien, da stets alles mögliche getan wurde, um die Unannehmlichkeiten zu vermindern, welche mit einem solchen Verfahren verbunden sind.

Das Heilmittel liegt in Euer Wohlgeboren eigenen Händen. Die Zerstörung von Eigentum ist mir sehr zuwider, und ich werde mich sehr freuen, wenn die Mitwirkung Euer Wohlgeboren in der Angelegenheit dieselbe nicht länger notwendig macht.“

5. August.

Lager jenseits des Vaal, auf Transvaals Boden.

Einer gestern abend erhaltenen Ordre zufolge ziehen heute sämtliche Kommandos und die Artillerie vor Sonnenaufgang in die Stellungen im Süden. Alles erwartet einen Angriff. Aber die Rhakis regen sich nicht, ihr Lager ist noch am alten Platz, und man sieht in der Ferne den Rauch ihrer Lagerfeuer aufsteigen. De Wet schien es auch nicht eilig zu haben. Wir klopfen ihn heute früh noch bei Nacht heraus, um Ordre zu empfangen, aber er sagte, wir sollen nur einmal vorausgehen; er komme bald nach. Im Laufe des Nachmittags fahren wir, da weder de Wet noch eine Ordre gekommen war, wieder ins Lager zurück, da wir die Burgherkommandos auch zurückreiten sehen. Wie sich nachher herausstellte, hatte de Wet mündlich einem der Kommandanten die Ordre zur Rückkehr auch für die Artillerie gegeben, aber dieser hatte uns dieselbe nicht übermittelt; „er habe nicht gewußt, wo wir seien“, sagte er.

Als wir an den Lagerplatz zurückkommen, ist das ganze Lager inzwischen über den Vaal gesetzt, und zwar durch die Schoemans-Drift. Das Ganze war wieder einmal eine List Dhm Christians. Hätte er vorher gesagt, daß wir jetzt auf Transvaals Boden gehen, also den Dranje-Freistaat, das Land, verlassen werden, so wäre bei dem lokalen Patriotismus der Bauern die Hälfte nicht mitgegangen. So müssen sie nun wohl oder übel auch über den Fluß, da das ganze Lager mit allen Vorräten und dem Gepäck drüber ist.

Wir treffen noch etwa zwei Stunden in nordöstlicher Richtung am Fluß entlang auf einer sehr staubigen Straße und lagern dann am Flusse mit Einbruch der Dunkelheit, unter Bäumen am Abhang. Das Tal ist hier sehr schmal, die Berge fallen ziemlich steil gegen den Fluß ab.

6. August.

Lager nordöstlich Benterstroom, bei van Buurens
Port.

Ein schwerer Tag! Leutnant Strydom meint, der schlimmste, den er seit Beginn des Krieges erlebt habe. Dafür sind wir aber auch wieder durch den Kordon.

Während morgens am Abhang unter den Bäumen Leutnant Scheepers bei uns frühstückt, hören wir ganz nahe von Norden her Artilleriefeuer, „Lyddites und Pompoms“, dem Schall nach nicht weit über dem Kamm der den Talsaum bildenden Berge. Christian de Wet kommt auf seinem Schimmel herangaloppiert und ruft nach allen Seiten „Opsadel, Burghers, a bitje hastig!“ Im Vorbeireiten ruft er uns zu, wir sollen kommen. Es scheint ihm sehr zu eilen, aber nur wenige folgen ihm; da und dort auf seinem Ritt durch das Lager schließt sich ihm einer an, aber im großen und ganzen scheint es den Burghers heute nicht „im Strumpfe“ zu sein; so begleiten de Wet nur etwa 40 Mann, meist von den „dapperen Griqualanders“ unter van Sell, ferner Strydoms und Boslapps Geschütz. Da der Feind, der offenbar von unserem Übergang über den Fluß weiß, ganz nahe zu sein scheint, galoppieren wir bis hinter den zweiten, dem Flusse parallel laufenden Höhenrücken und von dort auf dem Wege in der Talsohle nach vorne in der Richtung, wo die Schüsse fallen. Schon auf dem Wege waren wir an verschiedenen, in den Steinen und Dornbüschen der Hügelränder versteckten kleinen Burenkommandos vorbeigekommen. Ständen ihre Pferde nicht unten am Berge, so würde man sie kaum sehen. Während wir in der Talsohle nach Nordosten reiten, hören wir Rufe von dem Hügelrande rechts von uns. Wir machen Halt und hören — es sind Burenstimmen —, aber wir können es nicht verstehen, was sie von uns wollen, und reiten weiter. Wir sind aber keine 100 Meter weiter gekommen, da bekommen wir plötzlich „Kleingewehrfeuer“ von dem Hügelrande direkt links von uns auf ca. 800 Meter. Strydom und

ich schimpfen weiblich auf unsere Aufklärer, die uns mit den Geschützen gerade in den Feind hineinfahren lassen; aber die Buren sind ruhig wie gewöhnlich. De Wet reitet mit wenigen Begleitern hinter einen niederen Rand in Deckung und ruft uns zu, die Geschütze sollen zurück. Unter heftigem Feuer fahren wir im Trabe den Weg zurück, den wir kamen. Britz, unser vorzüglicher Richtkanonier, der neben mir reitet, meint: „Jetzt müssen wir ein bißchen auseinanderreiten, daß die Kugeln zwischen uns durchkönnen.“ — Das ist eine gewöhnliche Vorsicht; die Engländer trafen keinen.

Wo der Weg nach dem Flusse zu umbiegt, kommt ein Burgher und ruft: „Ordre van de Hoofdkommandant: Die Kanonen sollen den Pfad durch das erste Seitental links nehmen und vorne auf der Hochfläche Stellung nehmen.“ Raum sind wir vorne, so sehen wir, wie die Burghers ihre Stellungen am linken Talrande verlassen und im Galopp dem Rande des Flußtals zu davonjagen. Da die Engländer sofort die von den Burghers verlassenen Stellungen einnehmen, kommen wir wieder unter Kleingewehrfeuer (600—800 Meter). Diesmal pfeifen auch die Maximkugeln ganz ungemütlich. Wir können nicht mehr zurück, und so schicken wir die Geschütze eiligst dem Talrande zu, während Strydom und ich die Burghers anfeuern, die Stellung vor dem Rande des Flußtals zu halten, um Zeit zu gewinnen, mit den Geschützen zu entkommen. Es dauert lange, da haben etwa 20 von den Burghers den kleinen Rand besetzt. Nachdem wir so die kleine Position gesichert hatten, reiten Strydom und ich unter einem scheußlichen Feuer zu den beiden Geschützen, von denen merkwürdigerweise nur ein Pferd gefallen ist. Ein alter Bur liegt nahe bei, durch die Schläfen geschossen.

Nun galt es, einen Weg zum Rückzug für die Geschütze zu suchen. Bald sehen wir, daß die einzige Möglichkeit, die Geschütze auf die im Tale unten führende Straße zu bringen, auf der das Lager weitergezogen war, darin bestand, durch eine sehr steile Kluft, voll von Dornbüschen und Steinblöcken,

in das etwa 300 Meter unter uns liegende Tal hinunterzusteigen. Es erschien unmöglich, die Geschütze hier hinunterzubringen. Aber es mußte sein, und wir machten den Anfang. De Bruyn, der zuerst den Versuch macht, sein leichtes Maximgeschütz hinunterzubringen, gibt es bald auf und läßt den Karren in das Tal hinabrollen, daß er mit verbogener Aye und sonstigen Schäden unten ankommt. Er tröstet sich damit, daß nun die Engländer wenigstens es nicht mehr gebrauchen können. Denn wenn wir diesmal herauskommen, ist es beinahe ein Wunder. Das wußten wir.

Wir bringen nun zunächst alle Pferde in das Tal und beginnen dann, mit Hilfe der Burghers die Prozen und dann die Geschütze hinunterzuschaffen. Es war eine Heidenarbeit. Die Burghers sind träge und müde, seit dem Morgen haben sie nichts mehr gegessen. Schon allein das Hinabbringen der Pferde und das Wiederhinaufklettern war eine große Anstrengung gewesen. Ein Hexensabbat von Geschrei beginnt. Jeder schreit, der andere soll helfen. Inzwischen hat auch die englische Artillerie unseren Rand unter Feuer genommen; Schrapnels, Pompons und Lydditgranaten plazen oben in rascher Aufeinanderfolge und fliegen zum Teil auch in das tiefe Tal herunter, wo ihr Echo gewaltig hallt und rollt. Es ist ein mächtiges Schauspiel; wir sind auf das Schlimmste gefaßt; Strydom raunte mir im Vorbeigehen etwas zu von St. Helena.

Ein alter Bur, der offenbar unsere Bemühungen mit angesehen hatte, ruft schließlich mitten in den Lärm hinein: „Brüder, wenn die Kanonen in der Schlacht bleiben, dann sind wir schlechter als die Kaffern; dann können wir gleich nach Hause gehen und den Streit aufgeben!“ Das war ein Wort zu seiner Zeit. Und es wirkte. Diese alten Buren, ehrwürdige Patriarchen, sind Prachtmenschen. — Nun lassen die Buren ihre Pferde stehen, steigen den „Kloof“ hinauf und helfen. Inzwischen kommt auch Theron mit ca. 40 Mann. Ich setze ihm die Situation auseinander, worauf er mit ca. 20 Mann den Rand besetzt und hält, während die anderen 20 beim Herabschaffen

der Geschütze helfen. Nach etwa einstündiger Arbeit hatten wir die Geschütze, kaum beschädigt, im Tal. Nur eine Proze hatte sich ein paarmal überschlagen, aber die eiserne Deichsel hielt Stand.

Auch den oben Gefallenen und einen stöhnenden Verwundeten hatten die Buren die Kluft herabgetragen. Das ging ihnen noch über die Kanonen. Sie lassen keinen Toten zurück.

Kaum sind die Geschütze unten, verlassen alle die Stellungen, da der Feind schon in dem weiter nordöstlich gelegenen Teile des Talrandes ist, an dessen Fuß unser Weg vorbeiführt, um zum Lager und damit aus dem Kordon zu kommen. Nun beginnt ein Jagen den Fluß entlang unter dem Feuer der Engländer auf 4—500 m; wir sehen ihre Köpfe und Gewehre oben deutlich am Talrande; einzelne von ihnen stehen auf, winken und rufen. Wie Regentropfen schlugen die Kugeln im Sand und Staub des Weges auf. Und wie schlecht schossen die Engländer, deren es übrigens kaum mehr als ein paar Duzend sein konnten. In kurzen Abständen voneinander kamen wir alle durch; nur zwei Verwundete und ein paar Pferde tot oder verwundet. Von Strýdoms Geschütz bekam der Mittelreiter einen Schuß durch die linke Hand und das Stangenhandpferd einen in den Rücken beim Durchgang durch die Drift eines kleinen Nebenflusses des Baal; dies war naturgemäß die gefährlichste Stelle. Das gute Tier zog das Geschütz noch etwa 400 m weit, bis an das erste Haus von Benteriskroon, und brach dann zusammen. So wurde das Geschütz gerettet.

Kurz nach dem Passieren der Drift holte mich ein Bur ein, der bei der wilden Jagd seinen Hut verloren hatte. Während wir nebeneinander hergaloppieren und die Kugeln noch um uns pfeifen, sagt der Alte ruhig: „Aber die Engelse schießen schlecht. Wenn unsere Menschen auf dem Rande gewesen wären, dann wäre es uns nicht so gut gegangen!“

Im nahen Benteriskroon trinken wir gemütlich Wasser und Kaffee, den uns eine alte Frau darreicht.

Die Buren haben eine große Gemütsruhe. Nervosität kennen sie nicht; selbst in gefährlichen Lagen werden sie nicht erregt und wissen mit instinktiver Ruhe und Schlaueit sich zu schützen und dem Feinde zu schaden. Darum wundern sie sich darüber, daß die Deutschen beim Angriff „Hurra“ schreien. Ein alter Bur sagte in der Feuerstellung nach jedem Schuß: „Da liegt er!“ Schließlich nach mehreren Schüssen meinte er: „Das ist doch verwunderlich; man schießt immer, und sie kommen immer wieder.“ Das am besten den Buren charakterisierende Diktum ist: „Ich bleibe nicht hier stehen nicht; das ist mir ein gefährlicher Platz! Ich lass' mich nicht von einem Engelsmann totschießen nicht!“

Wir sind sehr ungehalten über unsere Aufklärer, die de Wet und die zwei Geschütze mitten in den Feind hineinreiten lassen. Die Hauptschuld trägt freilich der Burgher, der uns jenen falschen Befehl überbrachte.

Während der Nacht stoßen die noch jenseits des Baal in den südlichen Stellungen zurückgebliebenen Kommandos und Leutnant Müllers Geschütz zu uns. Sie hatten selbst ihren Weg durch die de Wets Drift zu uns gefunden, nachdem sie die Schoemans Drift vom Feinde besetzt vorgefunden hatten. Diese Selbständigkeit ist eine gute Seite der Disziplinlosigkeit.

7. August.

In der Frühe geht die Meldung ein: „Die Rhakis kommen!“ — Die drei Geschütze fahren zuerst auf, eben rechtzeitig, um den Feind empfangen zu können. Dieser kommt von Osten her auf der Hochfläche in Eile und Masse, wiederum die Reiterei voran „in skirmishing order“. Sie sind etwa noch 5000 m entfernt. Die Buren stehen heute sehr gut, insbesondere in den Höhen am Flußrande feuern sie dem Feinde tüchtig in die Flanke, der deshalb zunächst dorthin sein Artilleriefeuer lenkt. Der Feind drängt hart gegen unsere Nachhut, offenbar wütend über unser zweites Entkommen aus dem Kordon. Denn wir hatten den Feind gerade noch so lange zurückhalten

können, bis die letzten Wagen des Lagers „uit de Poort uit was“. Wie wir einer erbeuteten englischen Zeitung entnehmen, ist diesmal Lord Kitchener unser Gegner. Lord Roberts gab ihm den Auftrag, die Operationen gegen Christian de Wet zu leiten. An dieser Aufgabe kann der gute Lord seinen ober-ägyptischen Ruhm einbüßen.

Trotzdem die drei Geschütze den Abzug des Lagers nach Kräften decken — die Stellungen sind nicht gedeckt und müssen dreimal gewechselt werden —, verlieren wir durch feindliche Schrapnels die drei letzten Ochsenwagen, die in ihrer Trägheit hinten nachhinkten. Die Burghers stecken sie, als die Mehrzahl der Ochsen verwundet war, in Brand.

Gegen Mittag zwei Uhr endigt das Gefecht; der Feind macht eine bedeutende Flankenbewegung nach Norden, offenbar um uns wieder an den Fluß zurückzutreiben. Aber es ist zu spät. Wir treffen bis Sonnenuntergang in nordwestlicher Richtung, nehmen eine einstündige Rast zum Abkochen und treffen dann die ganze Nacht durch weiter nach Norden und lagern am frühen Morgen des

8. August bei Buffeldoorn,

drei Stunden südöstlich von Potchefstroom, in einem hübschen Tale mit vielen Bäumen. Die „Tante“ in einer nahen Farm versieht uns mit Kaffee. Wir hatten seit einiger Zeit keinen Kaffee mehr und daher eine Art Kaffee aus gebranntem Welschkorn oder gebranntem „Perschies“ (getrocknete Pflirsiche) gemacht. Nach einer Rast von zwei bis drei Stunden treffen wir schon wieder weiter, die Feinde dicht hinter uns. Sie suchen offenbar vor uns an die nicht mehr ferne Bahnlinie Potchefstroom—Johannesburg zu kommen. Beim Abmarsch traf ich Acton, mit dem ich immer gerne auf dem Marsche mich unterhalte. Von einer kleinen Anhöhe sehen wir in der Ferne heliographische Signale. Unser Heliographist antwortet, aber kann offenbar keine Verständigung erreichen und gibt die Sache nach etwa zehn Minuten auf. Wie mir Acton erklärte, ist das Helio-

graphieren in dem Falle, daß man keinen Schlüssel verabredet hat, nicht so einfach. Man muß dann auf umständliche Weise erst einen Schlüssel ausfindig machen und verabreden. Und ein Nachteil bleibt immer der, daß man gelegentlich auch an einen Gegner unwissentlich eine Mitteilung machen kann.

Gegen vier Uhr abends ist der Feind wieder auf Artillerieschußweite herangekommen, und de Wet läßt die Artillerie auffahren in einem sehr steinigen Hügelrande, während das Lager weiterzieht. Da die Burghers ihrer Gewohnheit gemäß am liebsten neben dem Lager herreiten und nicht zur Deckung hinter dem Lager bleiben wollen, läßt de Wet das Lager vorausfahren und halten, und durch einen alten, ehrwürdigen Buren einen jeden, der dem Lager zu will, nach den „Posities“ zurückweisen. Diese Maßregel erweist sich als sehr wirksam. Da die Nacht aber bald hereinbricht, kommt es nur zu einem etwa viertelstündigen kurzen, erfolglosen Artilleriegefecht.

Nach Sonnenuntergang treffen wir sofort der Bahnlinie zu, die wir in derselben Marschordnung überschreiten, in der wir Slabberts Nek verlassen haben. Voran der Präsident und die Regierung zu Pferde. Auf dem Wege habe ich mit de Wets begabtem Sekretär, du Toit, eine sehr interessante Unterhaltung. Der Mann kann nicht verstehen, daß die europäischen Mächte nicht gegen diesen Krieg einschreiten, und ich andererseits bin nicht imstande, dem schlichten, frommen Sinn dieses Mannes begreiflich zu machen, wie schlecht wir europäische Kulturmenschen sind.

Zwischen zehn und elf Uhr überschreiten wir die Bahnlinie. Nachdem das ganze Lager drüber ist, wird die Bahnlinie an acht Stellen gesprengt und der Telegraph durchschnitten, d. h., wie üblich, durchschossen, um nicht so viel Umstände zu haben.

9. August.

Nachdem wir heute früh von zwei bis fünf Uhr geschlafen hatten, trefft wir den ganzen Vormittag in einem heftigen

Sturme weiter nach Nordosten. Wegen des aufgewirbelten Staubes sieht man kaum ein paar Schritte vor sich. Unterwegs kommen wir durch das Lager eines Transvaalkommandos aus diesem Distrikte, unter Liebenberg¹⁾. Sie sind mit der Besetzung der Bahnlinie und der Stadt Potchefstroom durch die Engländer nach Norden verdrängt worden und halten Wache, wo der Feind eine Schwäche zeigt. Als wir durch ihr Lager ziehen, betrachten sie alle verwundert die Mannen Dhm Christians, von dessen Taten sie schon gehört haben. Aber kein Wort kommt über ihre Lippen, kaum ein Gruß.

Gegen Mittag kommen wir bei einem Winkel (Laden) an. Der Winkel wird geradezu gestürmt, denn er hat noch große Vorräte, während in den Läden im Freistaat nichts mehr zu haben war. Der Jude macht gute Geschäfte; für ein Stückchen Zimmermannsbleistift, um mein Tagebuch zu schreiben, zahle ich 50 Pfennige.

10. August.

Als wir gestern an den ruhig lagernden Transvaalern — vulgo Baalpänzen, Batlbäuche — vorüberzogen, dachte ich: „Ihr werdet nicht mehr lange ungeschoren sein; hinter uns kommt Kitchener und die Rhafis!“ Richtig, heute früh acht Uhr retirieren die Transvaaler unter Liebenberg durch unser Lager nach einem kurzen, harten Gefecht mit Kitchener. Bald darauf greifen die Engländer uns an. Da der Feind mit großer Schnelle uns auf dem rechten Flügel zu umgehen sucht, nehmen alle vier Geschütze auf dem rechten Flügel Stellung. Eine großartige Reiterleistung zeigt der Feind, sie galoppieren, ziemlich geschlossen, meilenweit, bis sie auf gleicher Höhe mit uns seitwärts sind. Wir feuern in der Weise auf die Reiterei, daß wir immer noch ein paar Schuß das hinterste Geschütz nach

¹⁾ Von derartigen Vereinigungen pflegen die europäischen Kriegsberichte als von militärischen Erfolgen zu reden (z. B.: „Es gelang de Wet, sich mit Liebenberg zu vereinigen“). Dies sind sie aber nicht und auch durchaus nicht beabsichtigt.

vorn ziehen, um so die Flanke des Lagers zu decken. Es ist schön, zu sehen, wie die englische Reiterei unter unserer Feuer (4600—4700 m) oft stehen bleibt, offenbar, um uns dadurch in ein Gefecht zu locken und dem Gros Zeit zu schaffen, heranzukommen.

Daß die Spekulation der Engländer richtig war, beweist das Geschick von „Boslap's Kanon“. Sie ging verloren; er blieb als hinterster zu lange in seiner Stellung, feuerte auf die Kavallerie, und inzwischen kam, unbemerkt von ihm, die englische Artillerie des Gros ihm nahe und tötete gleich mit einem der ersten Schüsse seine Progenpferde. So mußte er sein Geschütz zurücklassen.

Da die den Rücken des Lagers deckenden Burghers heute keine rechte Lust zum Kämpfen haben — wohl wegen der Flachheit des Geländes —, wird der Schwanz des Lagers hart bedrängt. Die englischen Schrapnels plagen über den letzten Wagen. Auf zwei dieser Wagen (Ochsenwagen) saßen ca. 80 der im Bahnzuge gefangenen Engländer, die die Buren in ihrer Herzensgüte fahren ließen. Die vier Leutnants fuhren weiter vorn im Zuge, je zu zweien in einem Kapwagen. Als einige von den Gefangenen nun von den englischen Schrapnels getroffen wurden, sprangen die meisten vom Wagen herunter und liefen davon, dem Feinde zu. Ein junger Bur, der in der Nähe des Wagens ritt, wollte nach ihnen schießen. Aber ein Alter jagte: „Lat de Kerls loop!“ — Im Grunde ist es auch besser, wenn man sie los ist.

11. August.

Lager bei Smits Plaats.

Wir sind wieder die ganze Nacht getrefft. Wir vergessen den Schlaf bald ganz. Unsere Tiere sehen böß aus, aber sie erholen sich allemal rasch wieder. Als wir gegen zwei Uhr einen Halt von einer Stunde machten, legten sich Menschen, Pferde, Ochsen, Maulesel alle nebeneinander gerade da nieder, wo sie beim Halt sich befanden. Wir lassen jetzt die Geschütze

auf dem Marsche von je 12 Ochsen ziehen und die Pferde zur Erholung lose nebenher gehen.

Nach einstündiger Ruhe ziehen wir weiter über das kahle Feld nach Norden. Rechts und links hinter uns sind die riesigen Grasfeuer der Engländer, vom Winde gejagt. Es ist ein wunder schöner Anblick, wie der Feuerschein in den mächtigen Rauchwolken hoch zum nächtlichen Himmel leuchtet. An der Bewegung der feindlichen Feuer sieht man, daß auch der Feind marschirt, was er bei Nacht sonst nicht zu tun pflegt.

Gegen alle sonstige Gewohnheit löst nun de Wet auch das Gras längs unseres Weges anzünden. Alle 100 Schritt ein brennendes Zündholz in das dürre Gras, das übrige besorgt der Wind. Das ist Ohm Christians Humor. Er zeigt dem Feinde unseren Weg; denn sie können uns nicht folgen und uns nicht einholen. Ihre Feuersäulen bleiben mehr und mehr zurück.

Da die Nacht sehr kalt und windig ist, steigen die Reiter da und dort ab, und es bilden sich Gruppen von am Feuer sich Wärmenden. Die Pferde scheuen vor dem Feuer natürlich nicht im geringsten und gehen anstandslos durch die sich fortbewegende Feuerzunge. Bei einer solchen Gruppe sagt ein Bur, während wir Hände und Füße, wie gewöhnlich, ans Feuer halten: „Ich fechte nicht mehr auf der kahlen Fläche, ich stürme auch nicht mehr; man kann sich auf keinen mehr verlassen.“ Hierauf sagt ein anderer: Die Engländer haben aber auch so viele Kanonen und so viele Menschen, und die Unterhaltung kommt nun darauf, vor welcher Art von Geschossen jedem am meisten bange sei; einer sagt: „Die Kleingewehrfugels fürcht' ich nicht so sehr, aber ich ist sehr bange vor de Lyddites und den Schrapnelle; die Schrapnelle, die streuen so vrieslich!“ — „Ich denke, die Pompoms, die können einem Menschen auch viel Schreck machen,“ sagt ein anderer. — Ein jeder fürchtet die Waffe mehr, die nicht seine eigene ist.

Im Laufe unseres nächtlichen Marsches entsteht eine längere Stockung im Zuge. Man weiß den Weg nicht, und nun schreit

alles durcheinander: „Wo ist der Hoofd-kommandant?“ — „Wo ist der Lagerkommandant?“ — „Wo ist der Baalpänz, der den Pfad weist?“ Mitten in dem Durcheinander schreit ein Kommandant: „Ich hab's jetzt genug! Ich bleibe keinen Tag länger „op Kommando!“ —

An solchen Dingen darf man sich nicht stoßen. Es sind halt Bauern.

12. August, 5 Uhr abends.

Lager am Witwatersrand.

Wir sind hier eben in einem reizenden Tale angekommen. Hügel und Täler mit Bäumen bedeckt, darunter herrliche Orangenfarmen.

Als wir gestern früh mit Sonnenaufgang an einem Staudamm ankamen und lagerten, fanden wir denselben dick gefroren, so daß die Pferde und Ochsen erst die Eisdecke einzutreten hatten. Aber die herrlich warme Sonne hilft schnell; ihre Strahlen sind wärmend, wenn sie kaum über den Horizont emporgekommen ist. Wir lagerten in der sandigen, wasserlosen Ebene bis etwa zehn Uhr morgens und trafen dann wieder weiter, da der Feind uns schon wieder nahe war. Ritchener hat offenbar auch die Nacht durch marschiert. Wir treffen dann über die Mittagsstunden durch und über mehrere steinige, mit Dornbüschen bedeckte Hügelränder.

Hier, nahe bei unserem jetzigen Lager, liegt auch wieder das Transvaalkommando unter Liebenberg. Auch sie scheinen an Hufnägeln und Hufeisen Mangel zu leiden. Mein Pferd hat noch zwei Eisen, deren eines schon lose ist. Aber diese Tiere halten es auch ohne Hufeisen aus. Dagegen haben die Transvaaler noch mehr Artilleriemunition. Wir haben von ihnen ca. 180 Kruppgranaten erhalten. Wir lassen uns die Orangen hier sehr schmecken.

Im Norden sehen wir schon den hohen Rücken der Maghalesberge. Dorthin geht's. Vor Pretoria! —

13. August.

Lager bei Olfants-Ref.

(2 Stunden von Rustenburg.)

Nach einem Trekk von Mitternacht bis morgens 7 Uhr erreichen wir Olfants-Ref, einen der Eingangspässe der Maghalesberge. Wir sind nun im Distrikt Pretoria. Einen Teil des Weges haben wir auf der großen Straße Rustenburg-Pretoria zurückgelegt, die, wie überhaupt die Straßen in den beiden Republiken, in einem für die Jugend des Landes sehr guten Zustande sich befindet. Wie viel schlechter ist es da um die Landstraßen in Nordamerika bestellt! — Auf dem Wege begegneten wir zwei Transvaalkommandos, die zu Delarey gehören. Sie liegen hier auch um Potchefstroom bezw. Pretoria herum, wie seiner Zeit die Freistaater um Lindley. Eines dieser Kommando hat kürzlich ein englisches Lager genommen und hat viele „australische Buschmänner“ zu Gefangenen gemacht, eben jene jungen Australier, die ich einst in Beira landen sah.

Hier sind schöne Farmen. Aber die Transvaalfarmer, die ich bis jetzt kennen lernte, bezw. deren Frauen, machen mir den Eindruck, daß sie mehr auf den Gewinn bedacht sind als die Freistaater; das Gold verdirbt eben die Menschen. Im Freistaat erhielten wir oft etwas geschenkt, freundlichste Worte und billige Preise. Hier verlangte eine begüterte Farmerin heute früh für ein Huhn 2 sh. Als ich sage, im Freistaat verlangen die Farmerinnen höchstens 1 sh, erwidert sie, die Engländer haben ihr 2 $\frac{1}{2}$ sh bezahlt. Die Engländer waren bis vor ein paar Wochen in dieser Gegend, darum ist nicht mehr viel da. Wie ich höre, requirieren die Engländer jetzt alles ohne Bezahlung von den Farmen. Da ganz nahe bei uns Delarey mit seinem Kommando liegt, bekommen wir öfters Besuch von Transvaalern, besonders Artilleristen. Heute war auch Kommandant Boshoff von Pretoria da. Die Transvaaler haben hier acht Geschütze. Sie liegen hier schon seit der Besetzung Pretorias. Sowohl Delarey als die Burgher

feines Kommandos haben ihre Plaatjen diesseits („duskant“) Pretoria; darum liegen sie hier.

Nach einem herrlichen Bade in dem nahen Flusse schlafen wir den ganzen Nachmittag. Es ist hier schon sehr warm. In der Nähe ist die bekannte Maghaliessberg-Tabakkultur und -Fabrik; sie ist aber seit Ausbruch des Krieges geschlossen.

15. August.

Lager bei Kroondaal.

Wir haben gestern das Lager von jenseits des Passes in dieses reizende, von allen Seiten von Bergen umgebene Tal verlegt. Da die Engländer von Süden her anrücken und die Maghaliessberge hier nur zwei Zugangspässe haben, den Olifants- und den Machado-Nek, so sind wir hier wie in einer natürlichen Festung und können einige Zeit ruhen, was wir sehr nötig haben.

Das Tal, in dem wir uns jetzt befinden, soll der schönste Teil des Transvaal sein und wird „der Garten der Republik“ genannt. Hier sind überall schöne, hohe Bäume und üppiges, frisches Gras. Da und dort schaut ein weißes Farnhaus aus dem frischen Grün. In dem Tale entspringt der Herfluß, ein Nebenfluß des Limpopo, mit herrlich klarem, frischem Wasser. Wie lernt man doch im Kriege das Wasser schätzen und überhaupt die einfachsten Gaben der Natur, besonders in diesem wasserarmen Lande! Wir kommen an keinem Wasser vorüber, ohne daß nicht alle froh rufen: „Leker water,“ absteigen und trinken und die Pferde trinken lassen.

Unter den Bäumen westlich von unserem Lagerplatze liegen überall englische Zeitungen, Konservenbüchsen und Lagerreste in Masse herum. Wir sind aber nicht in diesem schöneren Teil des Tales gelagert, da der Bur nie an einem englischen Lagerplatze lagert. Die Farnhäuser sind zerstört und ausgeraubt, alles zusammengeschlagen, jede Schublade entleert und alles auf dem Boden herumgeworfen. Die Häuser sind alle verlassen,

die meisten Einwohner sind mit Sack und Pack, mit Herden, Familie und Ochsenwagen nach Norden ins Buschfeld gezogen, wie üblich, auf die Winterweide.

In einem zerstörten Farnhaus finde ich viele Bücher und schriftliche Sachen, die auf einen Lehrer oder Schulvorstand als Eigentümer schließen lassen, und mit Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, in den Sachen etwas zu blättern und einige Lektüre „Beut“ zu machen. Es sind stenographische Berichte über Volksratsitzungen der Südafrikanischen Republik, Reden und Aufsätze von Präsident Krüger, Geographie- und Geschichtsbücher. — Wie gut doch die Buren die Bibel kennen! In einer der Reden zitiert Präsident Krüger einen Bibelspruch, jedoch ist die fragliche Bibelstelle unrichtig wiedergegeben; auf dem Rande findet sich nun die Bleistiftnotiz: Steht da und da . . . —

Da ich höre, daß der Präsident in den nächsten Tagen zu Präsident Krüger nach Watervalonder geht, bitte ich ihn, ihn begleiten zu dürfen, da ich glaube, daß die Einnahme der Delagoabahn durch die Engländer nur eine Frage der Zeit ist, und bei der voraussichtlich jahrelangen Dauer des Krieges ich mir diesen einzigen Rückweg in das Vaterland nicht abschneiden zu sollen glaube. Er ist sehr freundlich, wie immer, meint: „Sie haben recht, so zu handeln. Sie werden uns,“ glaubt er, „jetzt draußen mehr nützen können als hier.“ Er sagt, er wolle mir verschiedene Schreiben mitgeben und es mich seiner Zeit wissen lassen.

Wir haben heute Ruhe. Unsere Pferde sind sehr herunter, und einige unserer Leute haben die roten Flecken. Wir haben so junge Kerls, die noch nicht über die Kinderkrankheiten hinaus sind. Drei unserer Geschütze müssen die Stellung in Oifantsnek halten, die Transvaalartillerie den ca. 1 $\frac{1}{2}$ Stunden westlich gelegenen Machado-Nek. De Wet hat es nun den Geschützführern überlassen, es unter sich auszumachen, wer jeden Tag in Stellung geht.

Der heute erwartete Angriff der Feinde kommt nicht, viel-

mehr der Rapport, daß sie in nordwestlicher Richtung abziehen, wohl um dem bei Glandsrivier von einem Transvaalkommando umzingelten englischen Lager zu Hilfe zu kommen. Sobald die Engländer sich weiter von der Bahnlinie wegmachen, kommen sie ins Gedränge.

16. August.

Habe heute schöne Stunden im Kreise einer deutschen Familie verlebt und zum erstenmal wieder an einem gedeckten Tisch und auf einem Stuhle sitzend gegessen.

Ein Burgher aus Kroondaal, der uns Korn lieferte und gestern abend an unserem Lagerfeuer saß, lud mich auf heute ein, ihn zu besuchen. Er ist ein Deutscher, Namens Backeberg, der mir erzählt, Kroondaal sei eine Ansiedlung von ca. hundert hannoverschen Familien¹⁾, die 1866 auswanderten. So reite ich heute vormittags nach dem eine halbe Stunde entfernten Kroondaal, dessen hübscher Kirchturm uns immer herübergrüßte. Auf dem Wege hatte ich die Begleitung eines jungen deutschen Ehepaares, eines Lehrers mit seiner Frau, die mit großen Sorgen der Zukunft entgegensehen. Der alte Backeberg und seine Frau erzählen mir und zeigen mir viel von Deutschland. Ich war in Gedanken in Deutschland. Er hat eine große, lange Tafel (zehn Kinder), an der es ganz nach deutscher Sitte herging. Nach Tisch begaben wir uns in seinen wohlgepflegten Garten am Hause, wo mir seine hübschen Töchter ein paar vaterländische Blumen ins Knopfloch steckten. Leider muß ich zu bald wieder fort. Es ertönt, ehe noch der Kaffee fertig ist, Geschützfeuer von Machado-Nek her, weshalb ich zurückreite. Im Lager höre ich, die Engländer seien bei Machado-Nek durchgebrochen, was unser Bleiben hier unmöglich macht, da sie uns in der Flanke und im Rücken fassen können. So treffen wir wieder von Sonnenuntergang die lange Nacht hindurch in der Richtung nach Pretoria. Da wir all das Futter von Backeberg

¹⁾ Ihre Söhne kämpfen auf Seite der Buren.

nicht mitnehmen können, machen wir ein Riesenfeuer von demselben, das unseren Abmarsch beleuchtet. Drüben auf Machado-Nef leuchten uns schon die englischen Feuer entgegen.

Etwa um zwei Uhr nachts machen wir Halt und schlafen rechts und links vom Wege. Schon um fünf Uhr morgens ertönt wieder der Ruf durch das Lager: „Opsadel, inspan! Dollies (= Püppchen), was schlaft ihr so lang!“ — Wir treffen dann mit kurzen Pausen den ganzen Tag weiter. Da und dort sind hübsche Farmen, die wir alle auf dem Marsche besuchen; meist sind sie verlassen und ausgeraubt. Dann und wann finden wir auch Spuren englischer Lager.

17. August.

Lager bei Kommando-Nef.

(3—4 Stunden von Pretoria.)

Hannibal ante portas! De Wet vor Pretoria! —

Heute nachmittag etwa zwei Uhr zog de Wet mit sämtlichen Burghers ohne die Artillerie vor Kommando-Nef, einen Paß, den die Engländer zur Verteidigung von Pretoria hier besetzt halten. Er sendet dem englischen Kommandanten einen Rapport, er sei mit 2000 Mann und 12 Kanonen hier und fordere die Übergabe des Passes. Die Engländer halten nun den Überbringer zunächst so lange zurück, bis die Sonne tief unten steht und sie vermutlich Verstärkungen aus Pretoria herbeigezogen haben. Dann schicken sie ihn mit einem Schreiben folgenden Inhalts heraus:

Kommando-Nef, 17. August 1900.

An Kommandant de Wet.

Mein Herr!

Ich erhielt Ihr Schreiben von heute, aber ich bin nicht imstande, es zu übersetzen. Einer meiner Leute sagt, es bedeute, daß Sie sich mir ergeben wollen, ein anderer sagt, es bedeute, ich solle mich Ihnen ergeben.

Wollen Sie die Güte haben, klar zu machen, welches von beiden Sie meinen.

Ihr ergebener

J. S. Bell¹⁾, Major.

Befehlshaber J. Maj. Truppen bei Kommando=Ref.

De Wet gab natürlich keine Antwort und zog ab. Es war ja nur ein Schreckschuß.

Er hat einen guten Humor. Die Buren fragen schon seit langer Zeit immer: „Waar gaat oos now nog?“ oder: „Waar retirier ons now nog?“ Das kann de Wet nicht leiden. Gestern antwortete er einem auf eine solche Frage: „Wir retirieren jetzt nach einem Platz, wo ihr auf der einen Seite in des Löwen Rachen und auf der andern in die englischen Bomben springt, wenn ihr retirieren wollt.“ Im Buschfelde, das wir nun betreten haben, gibt es nämlich noch Löwen und andere wilde Tiere. — Da unser Korporal de Klerk und noch einer der jungen Artilleristen schon seit einigen Tagen sehr fiebern, hole ich einen bei dem nahen Transvaalkommando befindlichen russischen Arzt herbei. Er hält beide für sehr typhusverdächtig. Wir sind eben nun schon in der halbtropischen Zone, und dann meint er, können wir es auch von den Engländern haben, da bei diesen Typhus sehr grassiere und wir an Plätze kamen, an denen sie gewesen waren. Die Engländer sind sehr unreinlich. Sie laufen kaum vom Lager weg, um ein gewisses Geschäftchen zu verrichten. Der Bur läuft bis außer Gesichtswerte. Sein Zartgefühl verträgt nicht, daß er hierbei gesehen wird.

Ich spreche viel mit dem russischen Arzt. Er ist einer von den wenigen Ärzten, die nach Einnahme der Städte noch bei den Buren blieben und das harte Lagerleben mitmachen. Er ist ein edel denkender Mensch. Er erzählt, die Engländer kommen dann und wann auf ein paar Tage heraus aus der

¹⁾ Nach englischen Zeitungsberichten ist dies Baden-Powell, der mit falschem Namen unterzeichnete.

Stadt aufs Land, beziehen ein Kamp, „live on the land, collect wapons“, und zerstören die Farmen. So „pazifizieren“ sie das Land. Vor zehn Tagen waren sie hier. Hier liegen noch die Köpfe ihrer Schlachtochsen. — Auch der russische Arzt ist der Überzeugung, daß die Engländer niemals die Buren unterwerfen werden. Die Ereignisse der letzten Wochen hier sind kurz folgende: Die Transvaaler hatten den Kommando-Nek und den weiter östlich gelegenen Moselekage-Nek besetzt gehabt und so Pretoria bedroht. Als dann die Engländer Verstärkungen heraus sandten, retirierten sie ins Buschfeld. Die Transvaaler haben noch nicht die Entbehrungen der Freistaater erlebt. Sie haben meist noch die Zufuhr von der Delagoabay und Kommissariate für Verpflegung. In einzelnen ihrer Lager sah ich sie gemächlich auf Stühlen vor ihren Zelten sitzen.

Die Unterredungen mit dem russischen Arzt sind mir ein Genuß. Er hilft den Buren seit Beginn des Krieges und hat ihre Sprache und ihren so schwer zu verstehenden Charakter mit Lust und Liebe studiert. Er ist einer der seltenen Ausländer hierzulande, der mit Liebe und Verständnis von den Buren spricht. Er behandelte vor kurzem den ins Bein geschossenen Burengeneral Ostheusen. Dieser starb, weil er der Weisung des Arztes, sein Bein hoch zu legen, nicht folgte und sich dadurch eine Entzündung der Wunde zuzog. Die ihm anfänglich angebotene Behandlung seitens eines englischen Arztes hatte er abgelehnt. Bei der Beerdigung Ostheusens haben einige der älteren Buren gesprochen. Sie haben davon geredet, daß seine Vorfahren schon mit den Vortreffers (der Adel der Buren) in Natal gewesen seien, und daß er nun diesen nachfolge. Aber von der Gegenwart und wofür der Mann jetzt gestorben sei, sei fast nichts erwähnt worden. Schmucklos, wie die Gräber der Buren, sei auch die Feier gewesen.

Der Russe meint, der auffallende Mangel an Begeisterungsfähigkeit, an Fanatismus beim Buren komme wohl davon her, daß schon ihre Vorfahren Leute gewesen seien, die, um ihres Glaubens willen verfolgt, in ein wildes Land auswanderten.

Ihnen konnte nichts mehr etwas anhaben. — Die Natur und das Klima des Landes, und insbesondere die einsiedlerhafte Lebensweise erklären natürlich auch viel am Charakter des Buren. Er ist still, einfach, einförmig, trocken, wie sein Land, hart wie der Stein Südafrikas, schwer zu bewegen und zu beeinflussen. Er kämpft mit Resignation, nur weil und wenn er muß. Sind doch seine Vorfahren, nur um den Kampf zu vermeiden, immer wieder von England bedrängt, vom häuslichen Herd und wohlbestalltem Heim weg einst in die unsichere Wildnis gezogen, um neue Wohnsitze zu gründen.

An diesen germanischen Bauernköpfen, die England in seiner Verblendung nun durch immer grausamere Mittel zum Kampfe und Widerstande zwingt, wird England seine Kraft aufreiben.

26. August 1900.

Watervalonder.

Während bei Belfast und Dalmanutha hart gekämpft wurde, sind wir gestern abend in Machadodorp angekommen, Präsident Steijn und die Mitglieder der Freistaatregierung und die Eskorte. Großer Jubel war auf dem Bahnhof in Machadodorp; denn jedermann wußte, daß Präsident Steijn kommen werde, und es war hohe Zeit. Staatssekretär Reiz und der Vizepräsident Schalk Burger empfangen uns, und nach einem guten Essen fahren wir in deren Begleitung im Salonwagen des Präsidenten Steijn nach Watervalonder, wo Dhm Paul ist. Auf den Stationen wird Präsident Steijn sehr bejubelt. In Watervalboven singt alles das Volkslied, worauf der im Volksmunde scherzweise „Flüchtgeneral“ genannte Schalk Burger eine kurze Rede hält; er sagte darin, er sehe auf den Stationen so viele Leute, die kämpfen können; sie sollen nach den „Posities“ gehen; es werde hart gekämpft. Darauf ruft eine Stimme aus der Menge: „Warum geht Ihr nicht?“ — Allgemeines Gelächter. Staatssekretär Reiz klatscht innen im Wagen tüchtig in die Hände.

Auf dem anstrengenden Ritt durch das Buschfeld ist es mir nicht möglich gewesen, Notizen zu machen; so muß ich jetzt eben dem Gedächtnis vertrauen.

Am Samstag, den 18. August, nachmittags, zog das Lager von dem Platze gegenüber Kommando-Nek in nordöstlicher Richtung ab. Ich werde von der Spitze des Zuges abgerufen zu Christian de Wet, dem ich eben begegne, wie er hinten vorgaloppiert. Er sagt mir, der Präsident sei hinten geblieben und habe ihm aufgetragen, mir zu sagen, daß er jetzt zu Präsident Krüger gehe. Leider muß ich eilen und habe nicht viel Zeit, mich von de Wet zu verabschieden. Ich kann ihm nur noch kurz meinen Glauben an ihre Sache und deren Sieg und meine Wünsche für Gottes Segen aussprechen, was ihn sichtlich freut. Mit einem Händedruck und „Gute Reise“ galoppieren wir auseinander.

Ich schätze mich glücklich, diesen Mann kennen gelernt, unter ihm gekämpft und so Großes miterlebt zu haben. So oft ich in seiner Nähe war, hatte ich immer das Gefühl: Das ist ein wahrhaft großer Mensch, — so unscheinbar er auch aussieht —, hervorgebracht und gewachsen durch die Größe der Verhältnisse und Ziele und den Drang der Notwendigkeit. Ihn werden die Engländer nicht besiegen, nicht fangen und nicht beugen. Er ist einer der Ersten, welchen die Engländer alles genommen, Weib und Kinder aus dem Hause gejagt und dieses verbrannt haben. Sein Verdienst ist es vor allem, die Buren aus ihrer Trägheit und Indolenz aufgerüttelt, und ihnen die wahre Bedeutung des Kampfes nach und nach zum Bewußtsein gebracht zu haben. Er hat große Ideen, bedeutende Gesichtspunkte und versteht, diese in seinen schlichten, einfachen Worten und Gleichnissen den Buren verständlich zu machen. Er verliert auch nicht die Geduld, seinen dickköpfigen Bauern alles vier- bis fünfmal zu sagen, und versteht es meisterhaft, sie durch eine kleine List zu dem zu bringen, wozu er sie haben will. Er wird jetzt wieder in den Freistaat zurückkehren, wird überall die auf ihren Farmen sitzenden „hands upper“ an

den Haaren herbeiholen zum Streite und die Kriegsfackel über das ganze, so oberflächlich „pazifizierte“ Land tragen. Er wird der Washington Südafrikas sein.

Leider kann ich mich auch von Leutnant Strydom nur kurz verabschieden, nicht mehr von den Leuten des Geschützes und so manchem, der mir lieb geworden war. Strydoms Abschiedsworte: „Gott segne Euch!“ haben mich gefreut. Das ist viel, wenn ein Afrikaner so etwas zu einem Ausländer sagt; ich habe hie und da eine Meinungsverschiedenheit mit ihm gehabt. — Die Abreise des Präsidenten war, wie natürlich, bis zum letzten Moment geheim gehalten worden vor den Buren; sie werden es nun erst dadurch erfahren, daß der Präsident und seine Wagen zurückgeblieben sind.

Bei einem nahen Farmhause treffe ich den Präsidenten und seinen kleinen Zug. Er ist sehr freundlich, wie immer, und in guter Laune. Der Zug, der gegen Sonnenuntergang aufbricht, setzt sich folgendermaßen zusammen: Voraus eine Eskorte von ca. 40 jungen Transvaalern unter Kommandant Boshoff, einem gebildeten Pretoria-Bewohner, dann der mit sechs Pferden bespannte Wagen des Präsidenten, eine für Kriegszeiten elegante, sogar mit Laternen versehene zweifitzige Kutsche, in welcher der Präsident und der alte „Olm Andries“ genannte Andreas Cronje sich befinden. Hierauf die zwei Wagen der Mitglieder der Regierung: die Herren Brain, Brepener und Jac. de Villiers, stellvertretender Staatsprokureur, und Mr. Acton, stellvertretender Generalpostmeister, mit dem ich meist zusammen reite. Richter Herzog — das muß ich nachtragen — wurde auf die Nachricht von Prinsloos Verrat bei unserem Weggang vom Vaalflusse in den Freistaat zurückgesandt, um den noch unaufgeklärten, wahren Sachverhalt festzustellen und den übrigen Kommandos verschiedene Befehle zu überbringen. Alle sind ehrenwerte Patrioten, Brain schlicht und bieder, de Villiers der temperamentvolle, scharfsinnige Jurist und voll großer Gedanken. Er ist hoch zu schätzen; Acton ist der jüngste und von englischer Abstammung.

Es waren dann noch im Zuge der Bruder des Präsidenten, der ihm sehr gleicht, der biedere „Dhm Piet“, Peter Steijn; dann Mr. Wessels, ein reicher, angesehener Freistaatbur, der Onkel des Delegierten Wessels, ferner einige Unterbeamte von Bloemfontein, junge, gebildete Buren; endlich ein Heliographist und einige Radfahrer. Den Schluß des Zuges bildeten zwei Mauleselwagen, der eine mit Futter- und Mundvorräten, der andere mit dem Gepäck.

Am ersten Tage halten wir bald nach Eintritt der Dunkelheit, um zu lagern, da der Weg sehr schlecht und kaum zu sehen ist, zudem einer der Mauleselwagen umfiel. Die Nacht war auffallend milde, Buschfeldklima.

Am folgenden Tage, den 19. August, machten wir einen langen, heißen Ritt über die ebene Sandfläche in nordöstlicher Richtung, während Christian de Wet gleichzeitig in derselben Richtung trefft, nur näher bei den Pretoria umgebenden Bergen. Er tut dies wohl, um den Zug des Präsidenten zu decken und die Aufmerksamkeit des Feindes in den Bergen auf sich zu lenken.

Wir reiten an verschiedenen Kafferndörfern und einzelnen Kafferntraals vorbei; die Sonne brennt, schöne Vögel und besonders prächtige Schmetterlinge fliegen umher, daß ich oft wünsche, ein Schmetterlingsnetz statt des Mausergewehrs zu haben.

Mittagsrast machen wir bei Hebron, einer Missionsstation. Es ist ein hübsch quadratisch angelegtes Kafferndorf, mit ein paar soliden Wohnungen für Weiße, den Missionar zc.

Von der Tätigkeit der „Sendelinge“ (= Missionare) hält der Bur wenig. Er sagt — und die Erfahrung soll für ihn sprechen —, sie verderben die Kaffern eher, als daß sie sie bessern; denn es sei nicht gut, dem Kaffer zu sagen, daß er in denselben Himmel mit den Weißen kommt. Der Kaffer ist ein Kind und will dementsprechend behandelt sein. Vielfach sind die Missionen auch eine verdeckte Geldmache. Nach allem, was ich bisher sah, halte ich die Behandlung der Kaffern, wie der

Bur sie hat, für die richtige. Zum Buren sieht der Kaffer hinauf als zu einem ihm überlegenen Herrn; er redet ihn stets mit einer unterwürfigen Freundlichkeit als „Baas“ (= Herr) an und spricht meist in der dritten Person mit ihm. Er hat Vertrauen in seine Worte und in seinen Rat und fürchtet seine Züchtigung. Ich erinnere mich, auf dem Marsche bei Bethlehem begegnete ich einmal einem Kaffern mit einer Schafherde; er grüßte mich, wie stets der Kaffer den Buren, zuerst durch Hutabnehmen und sprach mich an, und so entspann sich eine Unterhaltung, die, nebenbei bemerkt, in der Burensprache geführt wurde; denn die Schwarzen Südafrikas sprechen diese bis zum Zambesi und Deutsch-Südwestafrika. Die Schafherde gehörte dem Kaffern; wie ein ängstliches Kind fragte er mich nach den üblichen Umschweifen: „Was meint der Baas, was ich mit meinen Schafen tun soll, wenn jetzt die Engländer kommen? Meint der Baas, daß die Engelse sie nehmen werden?“ — Ich erwiderte ihm, daß die Engländer sie freilich nehmen werden, und riet ihm, mit uns in die Berge zu kommen; wir werden zwar auch dann und wann eines davon essen und womöglich bezahlen; das sei doch besser, als wenn die Engländer sie nehmen.

Ein Beweis für die Zweckmäßigkeit und Güte der Behandlung der Kaffern seitens der Buren ist wohl die Tatsache, daß die überall zwischen und bei den Burenfarmen zerstreut, wie eine Art Hinterassen, wohnenden Kaffern gedeihen, sich riesig vermehren und trotz Krieg und Abwesenheit der Männer stets ruhig und friedlich sich verhalten.

Eines der Schlagwörter, mit welchen dieser Krieg gerechtfertigt wurde, und das den englischen Soldaten, die meist nicht wissen, wofür sie eigentlich kämpfen, mitgegeben wurde, war ja das Wort: „Equal rights for the white and black races in Africa!“ Daß der Bur den Kaffern grausam behandelte, habe ich nie gesehen, wohl aber, daß er ihm gelegentlich eine Tracht Prügel gab, wenn er es verdiente, und daß diese stets eine vorzügliche Wirkung hatte; der Kaffer nahm es stets ruhig

hin und war nachher noch untertäniger als zuvor, etwa wie der gezüchtigte Hund.

Der Gedanke, daß für den Fall des Sieges Englands der Kaffer gleiche Rechte mit dem weißen Manne bekommen soll, wie dies in der Kapkolonie der Fall ist, ist dem Buren ein Greuel. Er sagt, das ist wider die Natur und Gottes Ordnung; denn Gott hat sein Fell schwarz und das meinige weiß gemacht; er denkt an die Vergangenheit, in der ja England immer den Kaffern gegen den Buren auspielte. Wer in der Kapkolonie war, weiß von der Arroganz und der Verdorbenheit der dortigen Kaffern zu erzählen. Wo die Engländer sind in Afrika, kommen Mischungen zwischen Weißen und Schwarzen häufig vor, ebenso Trunkenheit der Schwarzen. Beides gibt es nicht bei den Buren.

Nicht aus Humanität und Christentum haben ja die Engländer den Kaffern in der Kapkolonie das Wahlrecht gegeben, vielmehr gemäß ihrer oben gekennzeichneten Politik in Südafrika, um gegen das numerische und politische Übergewicht des Burenelements in der Kapkolonie ein Gegengewicht und eine Stärkung des Englischen, d. h. des städtischen Elements, zu schaffen. Denn der Gegensatz zwischen Stadt und Land ist der eine große Gegensatz der Parteien in der Kapkolonie, und er ist der wesentliche, tiefe; denn er ist der Gegensatz zwischen Ansiedler und fremdem Eroberer, zwischen dem niederdeutschen Bauern und dem Engländer; der Gegensatz der beiden Zivilisationen, der naturgemäß sich zuerst im Sprachenkampf äußert. Deshalb singt auch das Kriegslied der Buren zur Hälfte von der „Afrikaanschen Taal“, für die sie kämpfen und leiden. Der Siegeszug der afrikanischen Sprachbewegung in Südafrika und das Hand in Hand damit gehende Stärkerwerden des Nationalbewußtseins der Afrikaner, vor allem in der Kapkolonie, waren die tieferen Gründe des Krieges. In der Kapkolonie, wo auf einen Engländer etwa vier Buren kommen, nahmen alle jene Bestrebungen (1875 Genossenschaft der rechten Afrikaner, in den achtziger Jahren der Afrikanerbund, 1890 der Sprach-

bund) ihren Ausgang, die Milner als eine „Verschwörung gegen die englische Oberherrschaft in Südafrika“ bezeichnet hat und die für England den Krieg als die unvermeidliche Lösung der Machtfrage in Südafrika erscheinen ließen. In der Kapkolonie liegt auch die Entscheidung. —

Nach kurzer Rast bei Hebron reiten wir weiter durch die sandigen Wege des Buschfeldes in nordöstlicher Richtung. Alles ist flach und von Dornbüschen und Bäumen bedeckt.

Ebenso wie der erste, war der zweite Tag ausgefüllt durch angestrengtes Treffen durch Busch und Stein und Sand. Die Kaffernhütten in ihrer Naturfarbe, umgeben von den unzähligen kleinen, nackten Piccaninis in allen Größen, sind oft entzückend anzusehen. Wie diese reizenden, schwarzen Geschöpfchen mit ihren unverhältnismäßig großen Köpfen und dicken Bäuchlein um die Hütten herumliegen und herumlaufen! Das ist Afrika. Meist kommen die alten Kaffern zu uns heran, um mit dem Hut in der Hand den „Baas“ zu begrüßen und zu hören, wie es im Lande geht und steht. Ein alter, weißhaariger Kaffer kredenzt dem Präsidenten in einem selbstgemachten Holzkrüglein „Kaffernbier“. Der Präsident läßt mir den Krug reichen, nachdem er getrunken. Für jeden Fremden ist ja Bier und der Deutsche unzertrennlich. Gut schmeckte es aber nicht und schön sah's auch nicht aus, dieses „Bier“!

Abends erreichen wir die „Zoutpan“ (= Salzpflanze, daher der Name des Distriktes Zoutpansberg), ein hochinteressantes Stück vulkanischer Tätigkeit: Mitten im Buschfeld ein tiefer Krater, oben mit einem Durchmesser von etwa 700 m. Etwa 200 m unterhalb des Randes erblickt man einen Salzsee, von oben anzusehen wie eine Eislaufbahn. In der Nähe ist eine Salzfabrik, die jedoch seit Beginn des Krieges still steht. Wir übernachteten östlich von der Salzpflanze, nachdem wir noch bis gegen zehn Uhr nachts in östlicher Richtung weitergezogen sind. Für alle Fälle ist verabredet, unseren Zug als eine Streifpatrouille auszugeben. Der sechs-spännige Wagen des Präsidenten paßt freilich nicht dazu.

Nach dem Abendessen macht mir der Präsident die Freude, mir von seiner Studentezeit in Berlin zu erzählen. Als ein vorzüglicher Linguist, wie alle Afrikaner, kann er noch einige deutsche Lieder und trällert mir auch einige vor. Bald kommt er auf unseren Kaiser zu sprechen. Er hält große Stücke auf den Kaiser. Wie alle Buren, meint er auch, der Kaiser kann uns helfen; er allein kann es und sollte es. Die Buren sind sich sehr wohl der Blutsverwandtschaft mit den Deutschen bewußt; sie wissen, wie sehr unsere Sprache der ihrigen ähnelt. Ich habe oft von Freistaatburen gehört, daß sie die Deutschen über alle anderen Nationen stellen, und das Bild des Kaisers ist in manchem südafrikanischen Bauernhause zu finden. Es sind eben niederdeutsche Bauern, die hier um die Frage kämpfen, ob Südafrika englisch wird oder niederdeutsch bleibt. Diese Erkenntnis war mir die größte Überraschung in diesem Lande. Ich ahnte nicht, hier plattdeutsch sprechende Bauern namens Raabe, Krauter, Sauer, Landmann, Beck, Pfeiffer, Ackermann, Voigt, Havemann, Maritz, Hofmeyer, Kleinhans, Scholz, Rudolf, Albrecht, Oppermann, Bekkers, Liebenberg, Baumann, Kleingeld, Kuhn, Bester, Lessing u. s. w. zu finden. Auch Krüger, Steijn, Reitz, Pretorius, Herzog, Effelen, Borkenhagen sind gut deutsche Namen. Ich ahnte nicht, daß Südafrika so sehr germanisch ist. Was Tacitus von den Germanen schreibt, stimmt alles auf die Buren. Nun verstehe ich, wie groß das Interesse Deutschlands an der Erhaltung dieses jungen Bauernvolkes ist, das die Schwarzen Südafrikas „dietsch Volk“ nennen; nicht allein kolonial- und handelspolitisch, sondern für die Weltmachtstellung Deutschlands überhaupt. Nordamerika und Australien tragen den Stempel englischer Gesittung, Südafrika den niederdeutscher bis zum Zambesi und Deutsch-Südwestafrika. Und Afrika wird vom Süden her erschlossen. Wer Südafrika hat, dem gehört Afrika. —

Dritter Tag. Da Boshoff, unser Führer, wegen des Überganges über die nicht mehr ferne Bahnlinie Pretoria—Petersburg in Unruhe ist, treffen wir morgens drei Uhr schon

wieder weiter nach der Bahnlinie und überschreiten diese morgens vier Uhr anstandslos. Das Überschreiten der Bahnlinie ist immer ein Ereignis in diesem Kriege; denn an der Bahn, da sind die Engelse, da waren sie auch im Frieden, und da werden sie bleiben, solange sie überhaupt noch in Südafrika sind. — Wir treffen weiter in östlicher Richtung und lagern zum Frühstück bei Hammanskraal, etwa um sieben Uhr morgens am Piensaars-Rivier.

Wir lagern östlich vom Flusse, der herrliches Wasser bietet. Auf dessen westlicher Seite liegt ein Transvaalkommando, durch das wir zogen, ein paar 100 Mann unter Grobelaar; sie machten alle große Augen an uns hin, als wir vorbeizogen; dann und wann sagte auch einer „Guten Morgen!“ und kam heran, um zu hören, woher und wohin, und den üblischen Patsch zu geben. Sie haben viele Viehherden; mit diesen und ihren Ochsenwagen, zum Teil mit Weib und Kindern, sind sie beim Vormarsch der Engländer und wegen der Weide hierher ins Buschfeld gezogen, wie sie es alljährlich im Winter machen. Unsere Verabredung, uns lediglich als eine Refognoszierungspatrouille auszugeben und nichts von der Anwesenheit des Präsidenten zu sagen, erweist sich bald als nutzlos, da die Leute schon wissen, daß Präsident Steijn kommen soll. So schnell reiten die Gerüchte in Afrika.

Während wir auf der einen Seite des Flusses durch ein Bad uns erfrischen, kommen die „Vaalpänzen“ von Grobelaars Kommando von der anderen Seite her, um Wasser zu schöpfen, und bald entspinnen sich interessante Gespräche. Sie fragen alle nach Christian de Wet und unseren Taten, und wo die Engländer seien und wie es im Freistaate aussehe. Der Präsident sagt: „Wir fechten die ganze Zeit und machen den Freistaat wieder schön (d. h. jagen die Engländer fort), und ihr Transvaaler liegt hier ins Buschfeld und hütet eure Herden. Das ist nicht die Manier, Krieg zu machen. So könnt ihr das Land nicht schön machen.“ Als ich einen alten Transvaaler frage, was sie denn hier im Buschfelde tun, sagt er: „Ons

moet oppass, dat de Engelse niet hier inkom en ons good vat!“ — Da haben wir wieder den Bauern! Ich erinnere mich, in der Geschichte des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges gelesen zu haben, daß Washington einmal an den Kongreß berichtete, er werde bald keine Kämpfer mehr haben, da sie alle zur Bestellung der Felder auf ihre Farmen gegangen seien und gehen. So ideal spielen sich selbst die größten Ereignisse im Leben nie ab, wie sie im Kopfe des Historikers und Dichters und in der Phantasie der Nachwelt sich gestalten.

Nach dem Bade geht Präsident Steijn jagen, wohl um sich den neugierigen Blicken der Transvaaler zu entziehen, die nach und nach herübergelaufen kommen, um den üblichen Patsch zu geben. Er kehrt bald mit einem Rebhuhn zurück. Solange wir beim Frühstück sitzen, fahren auf dem Wege nach dem Transvaal-Kommando die zwei zu demselben gehörigen Kanonen vorbei; eine alte, den Engländern in Natal abgenommene Vorderlader-Haubitze, zu der jedoch nur noch wenig Munition da sei, und ein ebenfalls erbeutetes Zwölfpfünder-Armstrong-Geschütz, das jedoch auch schadhast ist. Botha hat offenbar dafür gesorgt, daß dieses Kommando nicht die besten Geschütze bekam. In den Händen dieser Leuten schaden die Geschütze ja doch dem Feinde nicht viel, und andererseits ist es denselben eine große Freude und eine Beruhigung und Ermutigung, „zwei Kanonen zu haben“.

Nach den Geschützen kommt in einem Kapwagen der tapfere Burengeneral Celliers, den ich einst in Potchefstroom kennen lernte. Er setzt sich zu uns zum Frühstück und gibt dem Präsidenten auf dessen Frage eine kurze Darlegung der Kriegslage in Transvaal. Er schimpft natürlich hierbei wieder tüchtig, wie s. B. in Potchefstroom. Er übertreibt auch jetzt wieder in seinem französischen Temperament. In Potchefstroom sagte er mir, er gehe nicht mehr an die Front, er habe es satt; nun ist er wieder da. Er sagt u. a., sie liegen im Buschfeld und wollen nur ihr Vieh im Winterfeld weiden lassen und hüten, daß die Engländer und die Kaffern es nicht stehlen. Kämpfen

wollen sie nicht mehr. Nur unter Botha werde gekämpft. Er sagt, er habe jetzt das Retirieren satt; wenn sie noch weiter retirieren, gehe er zu Botha.

Wir sind noch nicht mit dem Frühstück zu Ende, da krachen über dem Fluß drüben ein paar Gewehrschüsse und kurz darauf, etwa einen Kilometer von uns, ein paar Pomponggranaten. Celliers verabschiedet sich rasch und sagt, er wolle sehen, daß er die Rhafis zurückschieße und zurückhalte, um dadurch dem Präsidenten Zeit zu gewinnen. Wie hurtig ging da das Einspannen und Satteln! Und wie rasch war der Präsident auf seinem Pferde und davon! Wären die Rhafis eine halbe Stunde früher gekommen, hätten sie den Präsidenten im Bade überrascht. Es war gut, daß wir heute früh noch bei Nacht die Bahnlinie überschritten haben. Denn diese Truppen müssen heute früh von Pretoria mit der Bahn Pretoria—Pietersburg herausgekommen sein. Offenbar wissen die Engländer schon um die Reise des Präsidenten.

Während das Grobelaarsche Kommando mit den Engländern kämpft, trefft ihr Lager und ihre Herden nach Norden, wir in flottem Tempo nach Osten. Beim Mittagshalt wird beschlossen, aus Vorsicht die ursprünglich geplante, direkt östlich führende Route wegen ihrer Nähe an der Bahnlinie Pretoria—Middelburg, die in den Händen der Engländer ist, aufzugeben und um etwa einen Tag nach Norden auszubiegen. Wir treffen hierauf die folgenden zwei Tage angestrengt, überschreiten den *Elands-Rivier* und gelangen, ich glaube am Mittwoch abend, an den *Kamel-Rivier*. Wie hoch schätzen wir das klare, frische Wasser dieser Flüsse in dieser wilden, wasserlosen Gegend und bei der Hitze! Die Landschaft wird hier wieder etwas gebirgiger. Einen Teil des Weges nach Norden legen wir auf der schönen Straße Pretoria—Hoogebomen zurück. Der sandige und steinige Boden des Buschfeldes nimmt die Pferde furchtbar mit, die zudem meist nicht mehr alle vier Hufeisen haben. Hufeisen und Hufnägel gab es im Freistaat keine mehr, seitdem die Engländer die Bahnlinie eingenommen und

wir von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten waren.

Gegen Abend, ehe wir den Kamel-Rivier erreichten, holte uns ein junger Transvaalbur Dürr ein, der dem Präsidenten ein Schreiben Grobelaars überbringt. In diesem Schreiben teilt Grobelaar mit, daß die Transvaaler bei Hamannskraal den Feind mehrere Stunden hinhielten, dann aber mit mehreren Toten und Verwundeten sich zurückziehen mußten. Der Feind habe sich dann geteilt; ein Teil habe sich hinter Grobelaars Kommando nach Norden begeben, während 1000 Reiter und zwei Geschütze dem Präsidenten folgen in der Richtung nach Osten. Aus den Äußerungen eines in dem Gefecht bei Hamannskraal gefangen genommenen Engländers gehe hervor, daß die Engländer um die Reise des Präsidenten wissen. Er bitte deshalb den Präsidenten, mit höchstmöglicher Eile und größter Vorsicht seine Reise fortzusetzen.

Der junge Dürr, ein kühner Bursche, der vor einigen Wochen sich durch die englischen Posten nach Pretoria einschlich und nach mehrtägigem Spionieren wieder herauskam, erzählt, es sei ihm sehr schwer gewesen, unsere Spur zu finden. Er wußte nicht, daß wir nach Norden ausgebogen sind. Gestern abend, sagte er, sei er beinahe in das Lager der Engländer geritten, welche den ursprünglich von uns beabsichtigten Weg weiter südlich genommen haben. Sie haben also unsere Spur verloren, und so kehrt wieder Ruhe ein; wir treffen aber immer noch so schnell, als unsere Tiere aushalten.

Donnerstag mittag machen wir einen kurzen Halt am Moos-Rivier. Auch hier liegt, wie schon öfters längs unseres Weges, ein kleines Häufchen bewaffneter Buren mit ihren Herden und Ochsenwagen. Sie wissen alle schon, daß Präsident Steijn kommt. Einer dieser Transvaalburen hat zwei schöne Maulesel. Ohm Piet, der rührige Kommandant unseres Trosses, hat sie natürlich gleich aufgespürt und schlägt dem betreffenden Eigentümer vor, die zwei Esel gegen zwei unserer sehr ermüdeten

Tiere einzutauschen, damit unser zweiter Gepäckwagen nicht mehr so sehr nachhinkt. Der Bauer will nicht. Der Präsident läßt ihn zu sich rufen und spricht ihm lange zu; der Bauer will immer noch nicht; „seine ‚Mäulen‘ seien zu schön, die gebe er nicht her.“ Schließlich nimmt Kommandant Boshoff ihn auf die Seite, spricht eindringlich mit ihm, und gegen Verabreichung eines Tauschscheines giebt der Bur endlich die zwei Tiere her. Dies Vorkommnis zeigt den Eigensinn dieser Bauern. Im Anfang war es mir sehr aufgefallen, daß selbst der Präsident es nicht wagen kann, in die Privatrechte des Einzelnen zu Kriegszwecken einzugreifen. Die Burenrepubliken sind eben noch jünger als die Vereinigten Staaten, und darum finden sich die gleichen Erscheinungen, nur in noch stärkerem Maße. — Dieser Eigensinn, der zähe festhält, was er als sein Recht und Eigentum erkennt, ist ihre Schwäche und ihre Stärke.

Wir treffen angestrengt weiter durch die einförmige Landschaft und gelangen eben noch vor Einbruch der Nacht (Donnerstag) in das breite, hübsche Tal des Olfants-Rivier, dessen klares Wasser rauschend über und zwischen den Felsen dahinströmt.

In den letzten Tagen bin ich meist mit dem stellvertretenden Staatsprokureur J. de Villiers zusammen gefahren. Er ist klar und scharf, hat große Gedanken und einen weiten Blick, die Unterhaltung mit ihm ist mir ein Vergnügen. Auch er ist begeistert von de Wet, von dem er mir viel erzählt. De Wet war vor dem Kriege kein gerade hervorragender Mann. Er lebte friedlich auf seiner Farm unweit von Kroonstadt; zwar war er von den Buren seines Bezirks wegen seines lauterer Charakters und seiner höheren Bildung — er hatte eine hübsche Bibliothek — schon seit Jahren in den Volksrat des Freistaats gewählt, aber er hat dort keine besondere Rolle gespielt. Was er sprach, sei gut und klar gewesen, allein er habe nicht oft gesprochen. Erst der Krieg habe ihn in den Vordergrund gebracht, und auch dies erst nach und nach; besonders das, daß er nach dem Vormarsch des Lord Roberts auf Bloemfontein

die noch in der Kapkolonie stehenden Kommandos nach Norden sicher durchbrachte.

Die für den Buren so sehr charakteristische Weichheit des Gemütes, des germanischen Gemütes, hat auch de Wet. De Villiers sagt, beim Abschied vom Präsidenten seien de Wet Tränen in den Augen gestanden, und gibt mir dann einen Brief de Wets zu lesen, den er kurz nach dem Abgang des Präsidenten diesem nachsandte und der ganz zeigt, wes Geistes Kind de Wet ist. Der Brief lautete, wie ich ihn noch im Gedächtnis habe, in der Hauptsache folgendermaßen:

„Da Euer Hochedeln in den nächsten Tagen mit Präsident Krüger und der Regierung unseres Schwesterstaates zusammenkommen werden, und es mir wahrscheinlich vorkommt, daß während dieser Zeit Unterhandlungen gepflegt werden, welche vielleicht von großer Tragweite für unser Land und unsere Sache sind, so möchte ich Euer Hochedeln inständig bitten, mir im Falle solcher Unterhandlungen zu gestatten, anwesend zu sein. Ich weiß, Euer Hochedeln werden mich recht verstehen und nicht glauben, daß ich nicht genug Vertrauen in Euer Hochedeln und unsere Regierung habe; aber es möchte sein, daß Abmachungen getroffen werden, welche für unsere Unabhängigkeit, und wäre es auch erst in Jahren, beeinträchtigend wirken könnten; und da müßte ich dann mein ganzes Leben lang die Gemütsbeschwer mit mir herumtragen, meine Pflicht gegen unser liebes Land und die Sache unserer Unabhängigkeit nicht recht erfüllt zu haben. — Mit den besten Wünschen für eine sichere Reise und Gottes Segen Euer Hochedeln treu ergebener Diener
Christian de Wet.“

Wir kommen natürlich auch auf Prinsloo und dessen Übergabe zu sprechen. De Villier spricht in Erregung und Haß von Prinsloo. Hätte man ihm, de Villiers, geglaubt und gefolgt, so säße Prinsloo längst im Gefängnis. De Villiers erzählt mir hierauf folgende Geschichte, die in ihrer Tragik an Wallenstein und Octavio Piccolomini erinnert:

Prinsloo war im Anfang des Krieges Hoofdkommandant;

diese Stellung verdankte er seinem großen Ansehen unter den Bauern und seinem Verdienste im Basutokriege. Er sei im Lager derjenigen Freistaatkommandos gewesen, welche mit den Transvaalbauern zusammen um Ladysmith herumlagen, habe aber nie einen Befehl gegeben, sondern habe immer im Lager gelegen. Er trage mit dem alten, energielosen Zoubert die Schuld daran, daß die Bauern monatelang untätig um Ladysmith herumlagen. Nur die Artillerie habe dann und wann, wenn es ihr paßte, nach Ladysmith hineingeschossen, sonst sei nichts geschehen. Die Gerüchte, Zoubert sei bestochen gewesen, er habe Grundeigentum in Ladysmith gehabt u. s. w., hält auch de Villiers für unwahr und grundlos. Zoubert war eben, wie Prinsloo, ein alter Mann und, wie überhaupt der Bur, mit wenig Initiative ausgestattet. Jene Gerüchte sind nur unter Ausländern aufgekommen und gesprochen worden, die eben den Charakter der Buren nicht verstanden, wie dies meist der Fall ist, und die sich die Untätigkeit der Belagerer zu erklären suchten.

Präsident Steijn sei mit dieser Untätigkeit Prinsloos in Natal sehr unzufrieden gewesen. Als dann nach dem Entzug von Ladysmith und dem Rückzuge der Freistaatkommandos aus Natal Prinsloo mit diesen ebenfalls keine Tätigkeit entfaltet habe, habe der Präsident Christian de Wet zum Hoofdcommandant der Oranje-Freistaat-Streitmacht ernannt, da dieser sich so sehr ausgezeichnet hatte. Nach Cronjes Übergabe habe dann Prinsloo mit seinem Hauptanhang untätig um Lindley herumgelegen aus dem bekannten Grunde, weil er und diese alle ihre Farmen in jener Gegend hatten. Dort war nun aber auch die Farm Piet de Wets, des Bruders Christian de Wets, der ebenfalls dort einen großen Anhang um sich hatte und mit Prinsloo rivalisierte. Als der Präsident hiervon hörte und gerüchtweise erfuhr, daß dieselben mit dem Feinde unterhandeln — was ganz zu ihrer untätigen Kriegführung paßte —, sandte der Präsident den Richter Herzog nach Lindley zur Untersuchung der Lage und Berichterstattung. Auf diesem Ritte und bei dieser Aufgabe habe ich den Richter Herzog begleitet. Der

Präsident habe Herzog insbesondere auch deshalb zu Prinsloo mit diesem Auftrage gesandt, weil er (de Villiers) immer den Präsidenten vor Prinsloo gewarnt und gesagt habe, man solle ihm nicht trauen. Allein weder der Präsident noch die anderen Mitglieder des ausführenden Rates haben ihm geglaubt. Der Präsident habe sich dann damit begnügt, Prinsloo bei seinem Kommando mit dem Titel „wahrnehmender“ (d. h. stellvertretender) Hoofdkommandant zu belassen. Ein Titel ist gar viel bei diesen Bauern. Der Präsident habe eben Prinsloo vertraut und wohl auch diesen und seinen großen Anhang nicht vor den Kopf stoßen wollen.

„Sie können sich denken,“ fährt de Villiers fort, „welch bittere Vorwürfe der Präsident sich machte, daß er Prinsloo vertraute, jetzt, nachdem wir erfahren haben, Welch gemeinen Verrat er begangen hat.“ — Solange wir am Baalflusse lagerten, kam ein Rapportreiter von Fronemann, der mit Prinsloo war, aber sich nicht ergab, und brachte ein Schreiben Fronemanns an de Wet folgenden Inhalts:

„Cornelis=Rivier, 3. August 1900.

An den Hochedeln Herrn

C. R. de Wet, Hauptkommandant.

Lieber Bruder und Mitstreiter für die Unabhängigkeit des
Oranje=Freistaates!

Durch Gottes Güte bin ich noch frisch und gesund, und ich hoffe dasselbe von Euch. Wir sind heute morgen bei Cornelis=Rivierbrücke. Wir sind von Retiefs=Nek weggezogen nach Witnek, und dort hatte ich ein kleines Scharmützel mit dem Feinde, und bei Slabberts=Nek war auch ein Gefecht. Und als der Feind bei Retiefs=Nek durchbrach, zogen wir hierauf nach Nauwport, um hier herauszukommen; allein es gelang nicht, und von da zogen wir nach Witgieshoeek, wo ein unglückliches Ereignis geschah. Da werden wir durch den stellvertretenden Hauptkommandanten M. Prinsloo weggegeben an den Feind, wie wir waren, die gesamte Streitmacht. Aber, lieber Bruder, wie Ihr wißt, streite ich von dem Beginn an, und ich hoffe, mit Hilfe und Kraft von dem Herrn auch auszuhalten bis an das Ende.

Als Häupter sind hier: B. G. Fourie ist stellvertretender Hauptkommandant. Ich bin an seiner Stelle als stellvertretender Fochtgeneral. Dann ist hier noch Kommandant Olivier, Pretorius von Jacobsdal und Kommandant Vischer und Hasbruf. Wir sind ungefähr 600 Mann und sieben Kruppkanonen, eine Khaki-Kanone, ein Nordenfeld-Maxim und zwei kleine Maxim. Drei Kanonen sind in der Schlacht geblieben. Ich habe alle Kraft angespannt, um die Kanonen alle herauszukriegen; ich bin mit Hauptkommandant Roux hineingegangen, um zu sehen, ob ich die Ladybrand- und Ficksburg- und Winburg-Burghers herauskriegen kann, doch es ging nicht. Am 31. ult. um 9 Uhr übersandten die Ladybrand-, um 10 Uhr die Ficksburg- und um 11 Uhr die Winburg-Burghers die Waffen an den Feind. Ungefähr 15 von den Senekal-Burghers sind herausgekommen, und dann erwarten wir noch die Harrismith-Burghers, die mit allem nach Hause sind, etwa 800 Mann. — Die Burghers von Wepener, Smithfield, Bethulie, Bethlehem, Ladybrand, Ficksburg, Winburg und der stellvertretende Kommandant Zoubert von Bloemfontein, die Prädikanten Roux und Marquardt und Badenhorst sind alle in diesem Pfuhl versunken. —

Ich sende Euch auch eingeschlossen eine Abschrift eines Rapport von dem britischen Generalmajor Hamilton. Der Rapport wurde von Hamilton durch einen Hauptmann, einen Leutnant und einen Gemeinen gesandt. Der Kriegsrat hat beschlossen, den Hauptmann zurückzubehalten, um zu trachten, dadurch den Hauptkommandanten Paul H. Roux zurückzukriegen. Der Herr Paul H. Roux ist von den Offizieren als Hauptkommandant gewählt. Die Wahl bestand unter dreien: Hatting von Harrismith, Paul H. Roux und M. Prinsloo, und ehe daß das Resultat bekannt war, tat Prinsloo diesen Schritt, da er die Minderheit von Stimmen hatte. Der Hauptkommandant Roux versuchte, Protest gegen die Handlungsweise von Prinsloo einzulegen, und ich bin allein zurückgeblieben auf der Farm von van Neenen, und Hauptkommandant Roux ist hineingegangen in das englische Lager, und es scheint, daß der Feind ihn kriegsgefangen gemacht hat. — Kommandant Vischer, Pretorius, General Fourie und ich, wir sind dann am zweiten Tage durch den Paß heraus, nachdem wir gerettet hatten, was wir retten konnten, und so haben wir den dritten Tag nachts Olivier und Hasbruf herbeige Holt und gehalten, so daß die Nachhut beikommen konnte. Das Allertraurigste ist, daß der Gefangene Bilonel der Ratgeber von M. Prinsloo war.

So schließe ich mit der Hoffnung, daß wir nach wenigen Tagen einander wieder mit einem Händedruck begrüßen werden, und daß der gute Gott uns zu einander bringen wird, und dann werden wir von Mund zu Mund miteinander sprechen. Teilt auch meine herzlichsten Grüße an unseren Hochedeln Staatspräsident mit und an die anderen edlen Mitglieder von unserer Regierung, die noch stehend ist.

Gott sei und bleibe mit uns,
mein Bruder und Mitstreiter,
C. C. Fronemann,
stellvertretender Fochtgeneral.

P. S. Dies wird gewiß für Euch sein als wie ein Donner-
schlag.“

Beilage.

„Klerksley, 31. Juli 1900.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Sie in Kenntnis zu setzen, daß Kommandant du Plessis, Joubert, Krauter und Potgieter sich mir ergeben haben mit ihrer gesamten Macht unter ihrem Befehl, da Hauptkommandant Prinsloo sich ergab an Generalleutnant A. Hunter mit der gesamten Burenmacht von seinen Stellungen bis nach Harrysmith.

Ich habe die Ehre, Sie zu ersuchen, daß Sie sich mir ergeben mit den Mannschaften, Pferden, Waffen, Wagen und Kriegsfahrzeugen unter Ihrem Befehl.

Ich schließe eine Abschrift bei von den Bedingungen, welche Lord Roberts gestellt hat, und die weiteren durch Generalleutnant Hunter gemachten Bedingungen.

Diese Bedingungen werden Ihrer Macht dienlich sein, wenn Sie sich alsbald mir ergeben.

Ich habe die Ehre, zu sein

Ihr ergebenster Diener
Bruce Hamilton, Generalmajor.

Bedingungen von Lord Roberts:

1. Privates und persönliches Eigentum soll nicht konfisziert werden.
2. Pferde, Wagen und Fahrzeuge — soweit diese nicht Privateigentum sind — und alle Gespanne von Ochsen und Mauleseln sollen konfisziert werden.
3. Die Kommandos, die sich ergeben, werden kriegsgefangen gehalten, bis Friede geschlossen ist.
4. Alle Feuerwaffen, Geschütze und Munition müssen abgegeben werden.
5. Alles Oranje-Freistaat-Regierungseigentum wird konfisziert werden.

Bedingungen und Bestimmungen von General
A. Hunter:

1. Jeder Burgher muß sich ergeben unter Aufsicht seines Kommandanten.
2. Es wird Vorsorge getroffen werden für deren Nahrung und Transporttiere.
3. Ein Pferd wird jedem Burgher gegeben werden, um den Abstand zu reiten, den die britischen Militärbehörden bestimmen.“

Tragisch ist, daß die Gemütsweichheit der Buren im Grunde alles verschuldet hat; denn dieser Bilonel war wegen Hochverrats verurteilt zu fünf Jahren Gefängnis und im Lager in sehr milder Haft gehalten, d. h. eben mitgeführt als Gefangener. Dieser Mensch mußte erschossen werden. Aber die Buren sagen, sie können nicht auf einen „ihrer Menschen“ schießen. Dieser Krieg wird sie es noch lehren.

Unter welchen Bedingungen Prinsloo sich ergab, wissen wir noch nicht. Prinsloo ritt dann mit seinem Anhang von 800—900 Mann in das Lager Hunters und lieferte die Waffen ab; die anderen gingen nicht mit. Nun — und das ist das Schlimmste von allem — brachte Prinsloo, wohl auch unter dem Druck der Drohungen des Feindes, der eine Übergabe von ein paar Tausend erwartete, einen Teil der übrigen Kommandos, welche schon aus den Bergen entkommen und in Sicherheit

waren, zur Rückkehr und zur Übergabe, wahrscheinlich durch falsche Versprechungen, wie z. B. dies alte Lockmittel der Engländer: Wer sich ergibt, dürfe auf seine Farm gehen — oder gar reiten —, und sein Eigentum behalten. Daß die englischen Führer sich nicht schämten, mit solchen Mitteln ihren Feind in eine Falle zu locken, geht aus der Beilage des Briefes von Fronemann hervor. Selbst Lord Roberts stellt hier derartige Bedingungen, und in seinem von uns abgefangenen offiziellen Bericht telegraphiert er, er habe bedingungslose Übergabe verlangt.

Entkommen sind übrigens die getreuen Kommandos der Kommandanten Fourie, Fronemann, Olivier, Pretorius, Visser, Gasbruk und die gesamte Artillerie bis auf eines der drei Geschütze. Diese Geschichte von Prinsloos Verrat, die so deutlich die Schwächen demokratischer Einrichtungen bei der Kriegsführung zeigt, bringt uns auf die Heeresorganisation der Buren zu sprechen, mit deren Reform Richter Herzog, de Villiers, der Präsident und de Wet schon seit Monaten sich befassen. Richter Herzog hatte mir s. Z. bei unseren ersten Unterredungen bei Frankfurt schon davon gesagt; er meinte damals: „Es ist nicht zu spät, Organisation und Disziplin unter unsere Leute zu bringen.“ Und ich stimme ihm vollkommen bei. Von einem Volk von freien Bauern kann man es gar nicht anders erwarten, als daß sie anfänglich ohne Organisation und Disziplin sind. Ich habe auch mit Richter Herzog oft über diesen und jenen Mangel der Heeres-einrichtung der Buren gesprochen. Allein er ließ, was ich sagte, meist wenig gelten, oder er meinte, das sei nicht durchführbar, z. B. schriftliche Ordres, da die Leute nicht gut lesen und schreiben können. Schon bei Lindley hatte ich ihm Anstreten zum Appell und Verlesen der Anwesenden, Ernennung statt Wahl der Kommandanten u. empfohlen, auch Unterstellung der gesamten Artillerie unter den Hoofdkommandanten. — Das Anstreten zum Ausrücken hat de Wet nach ein paar Monaten in der That fertig gebracht und eingeführt. — De

Billiers sieht die Hauptmängel der Heeresverfassung der Buren mit erfreulicher Klarheit: Es ist dies einmal die Wahl der Führer, die ja de Wet seit kurzem im Freistaat abgeschafft hat. Sodann der Mangel an Organisation: Die einzelnen Kommandos sind ungleich stark, es bestehen nicht einmal Listen zc. Ferner der Mangel an Disziplin: Die Hälfte liegt meist im Lager oder in den Capecartz herum; wenn die Buren nicht wollen, gehorchen sie nicht. Durch Unordnung wird viel „verschlappt“.

Wie sehr gleicht doch dieser Krieg dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg! Schlichte Bauern kämpfen gegen England um ihre Unabhängigkeit. Die Fechtweise der Bauern, Mangel an Disziplin, Verrat, das Einnehmen der Städte durch die Engländer, die Kriegführung gegen Farmhäuser, Frauen und Kinder, die Sympathie des Auslandes, das Anhalten und Durchsuchen der neutralen Schiffe — alles wiederholt sich hier. Auch diese Bauern werden durch die Verhältnisse gezwungen, mehr Disziplin und Ordnung einzuführen und allmählich zur Offensive überzugehen. Und auch sie werden durch zähe Ausdauer, ohne große militärische Erfolge, sich ihre Unabhängigkeit erringen. Ein so lebenskräftiges Volk im eigenen Lande gegen dessen Willen zu unterwerfen, ist nicht möglich. Die Buren wollen eben sich nicht unterwerfen, und England, in seiner Unkenntnis des Gegners, tut alles, um ihre Kraft des Widerstandes zu stärken.

Freilich, das wird noch lange dauern. England kann nicht bald nachgeben, und „ein Volk wird nicht geboren an einem einzigen Tage“. Es muß durch Taten und Opfer seine Lebensfähigkeit beweisen, zeigen, daß es Unabhängigkeit verdient, weil es stark genug ist, sie zu behaupten und zu ertragen.

Aus diesem Gesichtspunkte ist es auch wohl begründet, daß die Mächte bis jetzt eine Intervention abgelehnt haben. Die nordamerikanischen Farmer haben drei Jahre kämpfen müssen, bis Frankreich ein Bündnis mit ihnen schloß. —

Diese Gedanken habe ich de Billiers und auch dem Präsidenten, der in den letzten Tagen des Abends im Lager oft

mit mir über den Krieg sprach, gesagt. Sie denken beide ebenso. Der Präsident meinte: „Unabhängigkeitskriege dauern Jahre, und wir sind darauf gefaßt.“ Insbesondere freut mich, daß sie nicht mehr auf Intervention rechnen, wie es mir früher erschien.

Mit de Villiers kam ich auch auf die Stellung und Hilfe der ausländischen Freiwilligen zu sprechen. Er war mit seiner Meinung in diesem Punkte sehr zurückhaltend, was auch etwas sagt. Ich sagte ihm von meinen Erlebnissen, und daß ich es überhaupt für einen Fehler halte, Ausländern Kommandostellungen in diesem Kriege zu geben, wie dies die Buren anfangs taten; auch daß ich oft bedauert habe, nicht mehr nützen zu können. —

Die Stunden im Lager am Olifants-Rivier waren sehr nett. Wir hatten uns halb und halb auf ein Rendezvous mit den Engländern gefaßt gemacht; denn es wäre nicht schwer gewesen, nachdem sie um den Zug des Präsidenten wußten, von Middelhurg an der Delagoabahn herauf Abteilungen an die verschiedenen Driften des Flusses zu senden, deren eine wir passieren müssen. Es verlief aber alles friedlich.

In das Tal des Olifantflusses, das einen romantischen Anblick bietet, kommen wir kurz vor Sonnenuntergang. Gestrüpp, wilde, prächtige Bäume, mächtige Felsblöcke und das rauschende Wasser des ziemlich breiten, zwischen Felsblöcken dahinströmenden Flusses bieten dem Auge eine willkommene Abwechslung. Nachdem wir nicht weit vom Flusse — in dem es noch Krokodile gibt — Halt gemacht hatten, und wie gewöhnlich jeder sein Pferd an das Wasser geführt und sich selbst auch gewaschen hat, legen wir uns alle im Kreise ins Gras um ein Feuer, das bald infolge der dürrn Bäume, die wir hineinlegen, mannhoch wird und die Gestalten im Umkreis herrlich beleuchtet. In dem Feuer röstet dann jeder sich ein Huhn oder sonst ein Stück Fleisch. Ich röste für Aeton, der natürlich davon nichts versteht, und mich ein Huhn. Da ich hierbei auch nicht die Sachkunde eines Buren an den Tag

lege, neckt mich der Präsident fortwährend. Das Guhn wurde übrigens ganz gut. Nach dem leckeren Mahle legen wir uns im weichen Grase schlafen. Die Nacht ist sehr mild.

Am folgenden (Freitag) Morgen nehmen wir, der Präsident, Brain, Brepener, de Villiers, Acton und ich, ein herrliches Bad in dem kristallklaren Flusse. Welch ein Hünen-geschlecht sind diese Menschen! Acton und ich sind armselige Schneider im Vergleich zu diesen großen, kräftigen Gestalten. Nach dem Bade folgt ein „lekeres“ Frühstück: Einer unserer Radfahrer hat gestern abend im Fluß einen armdicken, langen Mal gefangen; außerdem haben wir unterwegs geschossenes und von Raffen gekauftes Geflügel (Rebhühner und wilde Tauben). Und zu alledem ein „Kopje Koffee met Zuiker“! — Wir leben wahrlich nicht schlecht, obwohl wir im Buschfeld sind.

Wir überschreiten den Fluß etwas oberhalb an einer Drift und treffen wegen der Erschöpfung unserer Tiere etwas langsamer in einem Seitentale in östlicher Richtung weiter. Auf dem Wege begegnen wir, wie schon in den letzten Tagen, theils einzelnen treffenden Buren mit ihren Ochsenwagen, theils kleinen Kommandos. Da und dort schaut auch ein Zelt aus dem Busche hervor, in dessen Nähe sich ein oder mehrere Ochsenwagen befinden. Diese Zelte sind zum Theil sehr groß und wohnlich eingerichtet; in und um sie sind die stets zahlreichen Familienglieder des betreffenden Buren, der hierher mit Sack und Pack und Vieh ins Winterfeld zog, wie alljährlich, oder vor dem Feinde flüchtete. Es mutet eigentümlich an, in dieser Wildnis städtisch gekleidete Burenfrauen und -Mädchen zu sehen.

Von Christian de Wet, an den wir oft denken, sagt uns ein Bur, es gehe das Gerücht herum, er habe die Eisenbahn Pretoria—Pietersburg überschritten und unterbrochen und sei dann wieder nach dem Freistaate gezogen. Von den Transvaalern und Louis Botha hören wir, sie halten die Stellungen bei Dalmanutha und Belfast; aber es werden von den Engländern viele Truppen und Artillerie herangezogen und schwer

gekämpft. Präsident Krüger sei in Watervalonder, Staatssekretär Reitz noch in Machadodorp.

Im Laufe des Nachmittags kommen wir an verschiedenen Farmen vorbei, darunter eine mit schönen Orangen und Zitronen. Es ist hier sehr warm und halbtropische Vegetation. Der Weg steigt allmählich an, und die Landschaft wird nach und nach einförmiger und baumlos, und in der Ferne wird der Rand des Hochfeldes sichtbar. Wir übernachteten an dessen Fuß in einem Taleinschnitte, etwa zwei Stunden südlich von Roos-Senekal. Die Nacht ist sehr kalt und windig. Ich begrüße es daher mit Freude, daß mich der Präsident einlädt, in seinem Zelte zu schlafen.

Nachts etwa 2¹/₂ Uhr kommen zwei Buren von Roos-Senekal ins Zelt des Präsidenten. Sie bringen einen Brief vom Friedensrichter (vrederechter) von Roos-Senekal und einen Brief Louis Bothas an diesen, welche beide die dringende Aufforderung enthalten, der Präsident solle ungesäumt nach Machadodorp kommen, da Botha hart von der Übermacht bedrängt werde und die Stellungen nicht mehr lange werden halten können. Wir treffen hierauf sofort unter Zurücklassung der Mauleselwagen in Eile über das kahle Hochfeld in südöstlicher Richtung direkt auf Machadodorp zu. Als wir nach einem steilen Aufstieg auf die Höhe kommen, wehte ein kühler Wind, und unabsehbar lag die Hochlandssteppe vor uns. In der Ferne sah man Rauchwolken von Grasfeuern und die mächtigen Umrisse der Berge an der portugiesischen Grenze.

Etwa um neun Uhr machen wir Halt bei einer kleinen holländischen Kolonie, die erst in den achtziger Jahren gegründet wurde, wie der Gedenkstein bei der Kirche sagt. Hier liegt ein kleines Transvaalkommando. Sie liegen auch hier hinter den Kopjes und passen auf die Engländer, wie der Jäger auf das Wild im Anstande. Oben auf einem Hügel nahebei haben sie einen Long-Tom und einen Heliographisten, der sie mit Botha in Verbindung hält. Bald kommen sie in kleinen Trupps zu uns herüber an die Kirche, um den üblichen Patsch

zu geben. Hierbei sagt einer zum Präsidenten, es sei auch ein Neffe von ihm bei ihnen, was der Präsident ziemlich gleichgültig mit „So!“ hinnimmt. Er scheint von dessen Existenz nichts zu wissen; kein Wunder bei den großen Burenfamilien! Übrigens heißt bei den Buren „Olm“ jeder Ältere, „neef“ jeder Jüngere. „Neef“ als Verwandtschaftsbezeichnung ist wie in Schwaben der „Vetter“. —

Durch den Heliographisten der Transvaaler hören wir, daß bei Velfast gekämpft wird. Wir treffen daher in Eile weiter, hören auch bald Geschützfeuer und stoßen auf mehrere kleine Transvaallager nordwestlich von Machadodorp. In einem derselben begrüßt uns Schaik Burgher, der Vizepräsident der S.-A.-Republik, der uns dann zu Pferde nach Machadodorp geleitet.

In Machadodorp bewirbt uns Staatssekretär Keitz im Hotel. Welch ein Gefühl, zum erstenmal wieder ein Glas deutsches Bier! Alle trinken mir zu; sie denken, wir Deutschen können nicht leben ohne Bier.

Noch muß ich eine Unterredung, die ich auf dem Ritt nach Machadodorp mit dem jungen Dürr (von Pretoria) hatte, erwähnen. Er erzählt mir, wie er sich nach Pretoria bei Nacht eingeschlichen, frech durch die englischen Posten durch, und wie er dann dort mehrere Tage sich verborgen hielt. Er konnte in der Hauptsache folgendes von Belang erfahren: In Pretoria selbst seien sehr wenige Truppen. Ein paar 100 seien draußen auf dem Rennplatz und sonst Posten in den verschiedenen Pässen und in den Forts verteilt. Die Luft sei so schwül, daß die abenteuerlichsten Gerüchte in der Stadt kursieren über Burenenerfolge. Die Sterblichkeit unter den englischen Soldaten sei groß. Lord Roberts scheint an die Rückkehr zu denken. Dürr ist der erste Bur, der mir sagt, wir haben einen großen Fehler gemacht in der Behandlung der ausländischen Freiwilligen. Wir haben sie vielfach schlechter behandelt als die englischen Gefangenen. Wir haben sie einfach sich selbst überlassen, ohne Rat und ohne weitere Unterstützung, als Abgabe

von Waffen und Lebensmitteln. Pferde und Führer hat man ihnen nicht gegeben; deshalb waren die meisten Ausländerkorps fast immer an der Bahnlinie, und weitaus der größte Teil ging fort, als im Februar die Sache schlecht zu gehen anfang.

26. August, Sonntagabend.

Watervalonder.

Morgens Gottesdienst im Freien in dem Gärtchen, in dem ich einst am ersten Morgen auf Transvaal-Boden war. Präsident Krüger residirt nun mit Präsident Steijn hier. Präsident Krüger hat sich den Bart ganz stehen lassen, auch den Schnurrbart, was ihm sehr gut steht. Er sieht viel jünger aus.

Es scheint, daß unter Botha ernstlich gekämpft wird, und daß sich der gleiche Prozeß wie im Freistaat, auch hier vollzieht: Die allmähliche Durchführung von Disziplin unter dem Druck der Notwendigkeit. Es sind hier verschiedene Proklamationen und Erlasse öffentlich angeschlagen. Ein Erlaß von Botha sagt, da viele Burghers sich fortwährend an den Bahnstationen der östlichen Linie aufhalten, werde bestimmt, daß keiner ohne schriftlichen Urlaub von seinem Feldkornett, gegengezeichnet von seinem Kommandanten und dem Kommandantgeneral, sein Kommando mehr verlassen darf.

Nach den angeschlagenen Depeschen von der Front wird immer noch bei Dalmanutha gekämpft. Die Stellungen der Buren seien sehr stark und gut. Gestern wurde von Dalwig von der Transvaal-Artillerie schwer verwundet.

Hier höre und lese ich zum erstenmal seit langer Zeit wieder Nachrichten von der Außenwelt; von dem disharmonischen Konzert der Mächte in China; der König von Italien ermordet. Draußen scheint man zu glauben, daß der Burenkrieg zu Ende gehe.

Folgende Übersetzung eines interessanten Briefes eines englischen Offiziers, offenbar aus Plumers Abteilung, zirkulirt hier, von der Staatsdruckerei vervielfältigt:

„Ruftenburg, 14. Juli 1900.

Liebe G . . . !

Ich erhielt Dein Schreiben vom 29. Mai am 13. Juli, in welchem Du von dem Entsatz von Maseking sprichst. Ach, wir hatten keine Betten, um darin zu schlafen nach dem Entsatze. Wir mußten härter als zuvor marschieren; aber Transvaal, in welches wir einzogen, ist angenehmer als das Protektorat und Rhodesia: Wir bekommen Orangen und hier und da Eier, Milch, Butter und Hühner. Aber wir haben sie jetzt alle aufgegessen in diesem Distrikt. Die Sachen stehen sehr schlecht. Louis Botha, Delarey und de Wet, die Burengenerale, haben Lord Roberts einen solchen Tanz aufführen lassen, daß er beinahe den Kopf verloren hat. Wir können sie niemals fangen; obgleich sie kaum mehr als 12000 Buren unter Waffen haben können, haben sie ‚Bobs‘ vollständig ‚ausgeneralt‘. Wir erhalten zu Zeiten die beunruhigendsten Berichte. Letzte Woche wurde Baden-Powell aus irgend einem unerklärlichen Grunde nach Pretoria beordert. Als er zwei Tage weg war, erhielten wir, die Macht, die zurückgelassen war, um Ruftenburg zu halten, dringende Ordres, das Dorf sofort zu verlassen, da 2000 Buren mit sechs Kanonen hinter uns her waren. Wir retirierten, so schnell wir konnten. Mit Ochsen, tot in den Fochsen umfallend, retirierten wir 41 Meilen, welche Distanz wir in 23 Stunden zurücklegten. Den folgenden Tag marschierten wir noch weiter zurück, von morgens früh bis abends spät, und als wir 58 Meilen zwischen uns und Ruftenburg gebracht hatten, hörten wir, daß es nur ein Gerücht war, — so zogen wir wieder zurück. Mein Geschütz und zwei Schwadronen der Australier machten einen forcierten Marsch, und wir galoppierten die letzten paar Meilen und kamen gerade noch zur Zeit zurück, um Ruftenburg zu retten. Nach einem eiligen Gefecht jagten wir die Buren zurück. Die Australier hielten sich prächtig, aber furchtbar undiszipliniert; die Geschützbedeckung lief weg, um an dem Gefechte teilzunehmen. Baden-Powell marschierte von Pretoria zurück; beinahe hätte er Ruftenburg verloren, aber ich denke, daß es die Schuld von Bobs war; wozu braucht er Baden-Powell in Pretoria, während er doch 100 000 Mann zur Verfügung hat? — Wir sind alle sehr ärgerlich über die letzte Übergabe. Die Buren haben Kommando-Nef genommen und haben uns von Pretoria abgeschnitten. Sie nahmen ein halbes Lincolnshire-Regiment, eine Schwadron Scots Greys und zwei

Geschütze. Der Feind hat auch Olifants-Nek genommen, so daß wir nun, abgesehen von einem Paß, Machado-Nek, von der Außenwelt abgeschnitten sind. Wir erwarten binnen kurzem ein großes Gefecht. Jeden Tag schießen unsere Posten auf den Feind, und wir arbeiten wie die Ameisen, um Verschanzungen zu bauen. Die Buren fechten wie die Tiger, und alle unsere Mannschaften haben den Krieg herzlich satt. Die regulären Truppen in Pretoria haben das Kämpfen so satt, daß man sich nicht mehr auf sie verlassen kann. Die Buren bewegen sich so schnell wie der Blitz, und man kann sie niemals fangen. Vor ein paar Tagen ging Louis Botha nach Pretoria, als englischer Offizier verkleidet. Nach der Parole gefragt, antwortete er: 'Wie kann ich die Parole wissen; ich war drei Tage auf Patrouille hinter den verdammten Buren her. Geh zurück auf Deinen Posten!'

Von der Derbyshire-Militia wird eine drollige Geschichte erzählt: Sie kamen in den Freistaat und begannen ein Lager aufzuschlagen, wie es in der Felddienstvorschrift vorgeschrieben ist. Der Colonel war sehr darauf bedacht, daß die Zelte alle in einer Linie aufgestellt werden, und er ließ seine Mannschaften dieselben immer und immer wieder aufrichten, um sie schön in die Linie zu bringen. Eine Wache wurde im Lager aufgestellt, eine prächtige Schildwache mit glänzendem Bajonett lief vor dem Zelte des befehlührenden Offiziers auf und nieder, genau so, wie man es in den Manövern auf der Salisbury-Ebene macht. Während des Essens meldete die Schildwache, er glaube, auf den Hügeln sich etwas bewegen zu sehen. 'Unsinn,' sagte der Colonel. Später meldete die Schildwache, sie glaube, einige Buren auf den Kopjes zu bemerken. 'Unsinn,' sagte der Colonel, 'Buren hier! Gott bewahre, der Kerl ist verrückt!' Während der Nacht sandte die Schildwache nochmals dieselbe Botschaft herein. 'Hören Sie mal,' sagte der Colonel, 'wenn Sie mir noch mehr Kadavere machen, dann lasse ich Sie in die Wachtstube einstecken.' Am Morgen hatte de Wet die Derbyshire-Militia umzingelt, tötete 80, verwundete 200 und nahm den Rest gefangen. Er nahm vor dem Colonel seinen Hut ab und sagte: 'Colonel, wenn Sie Ihre Wachtposten sorgfältiger aufgestellt hätten, anstatt Ihre Zelte so sorgfältig aufzurichten, so wären Sie jetzt nicht mein Gefangener. Ich habe Sie beobachtet.' —

Ich glaube, daß Louis Botha ein sehr schlauer Mann ist. Wenn er 15 000 französische oder deutsche Truppen hätte, würde er Roberts besiegen. Aber die Buren sind keine Soldaten; sie

wollen nicht attackieren; sie manövrieren hin und her und zwingen uns, sie anzugreifen.

Ich bedauere, zu hören, daß die Engländer die Fenster an den französischen Laden einschlagen. Ich kann den dummen Enthusiasmus nicht verstehen: Die Engländer haben sich nichts zu rühmen in diesem Kriege; wieder und wieder hat eine kleine Handvoll Buren unsere besten Truppen geschlagen; aber wir haben 200.000 Truppen gehabt, um gegen höchstens 40.000 Buren zu kämpfen! Die Niederlage der Hochländer bei Magersfontein war eine Schande, und bei Stormberg hat ein bloßes Piket von Buren die ganze Kolonne Gatares in Panik versetzt. Die Übergaben waren häufig und schändlich. Die irregulären Kolonialtruppen lachen über Tommy Atkins und sagen: „Wir tun alle Arbeit, und Tommy bekommt alles Lob.“ Kein einziger Tommy hat die harte Arbeit gehabt, welche wir in Plumer's Kolonne in diesem Kriege hatten.

Man sagt von den alten Galliern, daß sie insolent im Siege, verächtlich bei Niederlagen waren. Es scheint mir, daß es mit einigen der Einwohner Londons und der großen Städte Englands gerade so ist. Und ich bedauere das sehr! Armer Woodgate, er war ein tapferer Mann! Grüße die Mutter und sage ihr, daß ich ihren Brief erhielt und ihr dafür danke. Ich fürchte, der arme „D G“ hat nicht sein Bestes getan; aber keiner unserer Generale, ausgenommen French, kann auf viel stolz sein! Und Clerys Arbeit war die schwerste, und er war immerfort gehemmt durch den alten Buller, der ein wahrer Simpel ist. Wir sind alle ärgerlich über Bobs; wir hätten Rustenburg verloren, wären nicht seine Ordres direkt mißachtet worden.

Ich hoffe, die Zeitungen zahlen Dir für meine Briefe. Ich würde gerne meinen Artikel in der „Saturday Review“ sehen.

Besten Gruß

Dein“

28. August 1900.

Hadte heute eine interessante Unterhaltung mit zwei Buren, die nach Barberton fahren, ein „Ohm“ und ein „Neef“. Sie fragen viel nach de Wet und dem Freistaat und machen auf meine Äußerung hin, daß ich glaube, daß sie gewinnen werden, interessante Bemerkungen über den Glauben. Der Neffe meint: „Wenn da ein paar Hundert sind, die fest glauben, daß wir

gewinnen müssen, dann müssen wir doch gewinnen. Das ist, was unser Herr in der Bibel verheißt. Er sagt, der Glaube versetzt Berge. Aber ich habe oft gedacht, wenn einige darunter sind, die nicht glauben, was dann? — Werden wir dann verlieren?“ — Darauf sagt der alte Dhm: „Laß mich dir etwas sagen, Nefse; das Glauben alleine macht es nicht. Man muß nicht bloß ein Gebot des Herrn halten, sondern auch die anderen. Gott macht es uns nicht so leicht, zu gewinnen. Wir haben so viele Gebote des Herrn nicht gehalten, darum werden wir nun so schwer gestraft. Vor kurzem fragte mich einer, welche Gebote wir denn nicht gehalten hätten. Ich erwiderte ihm: Nimm nur einmal z. B. die zehn Gebote und sage mir, welches wir gehalten haben. Er konnte es nicht.“ —

„Sieh, Nefse,“ fuhr er fort in seiner langsamen, bedächtigen Weise, „lies einmal Leviticus, Hauptstück 26 (?); dann wirst du es verstehen. Da heißt es: . . . (hierauf sagte der Alte auswendig die Verse 1—14 nacheinander her). Dann aber von Vers 14 ab geht es weiter: . . . Dann lies auch noch Jesaja Kapitel 1; das wird dir helfen, es zu verstehen.“

Der Nefse zieht ein Notizbuch heraus und notiert sich die zitierten Bibelstellen.

Als ich den beiden das Wort Christian de Wets sage, dieser Krieg sei eine Auslese der Getreuen von den Ungetreuen, sagt der Alte: „Ja, es ist ein Sieben unseres Volkes. Wir werden gesiebt, und das Sieb ist gar eng.“ —

Die Bibelfkenntnis der Buren gründet sich fast ausschließlich auf Unterricht der Jungen durch die Alten. Der Gottesdienst ist Hausgottesdienst. Bei den großen Entfernungen kann es viele Monate anstehen, bis der Bur einmal in das Dorf oder eine Stadt kommt. Zudem ist das Kirchenbauen erst jüngeren Datums. Besonders Präsident Krüger hat hierfür viel getan. Denn die Ausländer, die hierzulande leben, haben kein Geld für Kirchen. Wer diese Ausländer-Gesellschaft, namentlich in den Golddistrikten, gesehen hat, der findet das Vorurteil der Buren gegen die „Uitlanders“ sehr begreiflich. —

Pott¹⁾ läßt zum großen Verdruß der Engländer ruhig die Flaggen der beiden Republiken auf seinem Hause wehen. Er klagt sehr über die Folgen des Krieges für Laurengo-Marquez. Er meint, ganz Südafrika, und Laurengo-Marquez zuerst, werde durch den Krieg ruiniert. Es sei kein Handel und kein Geld mehr hier. Man müsse seine Leute mit Wechseln auf Europa zahlen.

Nelspruit, 5. September.

Die Engländer sind nun in Watervalonder, nach fünf-tägigem Kampfe bei Dalmanutha. Die beiden Präsidenten und Regierungen sind hier. Gestern war ich bei Präsident Steijn, der auf der Plattform seines Salonwagens sitzt. Er schaut sehr ernst drein und sagt: „Die Engländer wollen uns jetzt alle Frauen und Kinder herausfenden ins Buschfeld; Lord Roberts hat es geschrieben; hier, lesen Sie!“ — Dabei übergibt er mir folgenden Brief des Lord Roberts an Louis Botha:

„Armee-Hauptquartier Südafrika, 2. Septbr. 1900.

Mein Herr!

Ich beehre mich, Euer Wohlgeboren in betreff der Operationen der verhältnismäßig kleinen Banden bewaffneter Buren zu schreiben, die sich auf Farmen in der Nachbarschaft unserer Verbindungslinien verbergend, bestrebt sind, die Eisenbahnlinien zu zerstören, und auf diese Weise das Leben der mit der Bahn reisenden Passagiere gefährden, mögen dieselben Kombattanten sein oder nicht. Der Grund, warum ich hierauf Bezug nehme, ist der, daß, abgesehen von denjenigen Bezirken, welche die unter dem persönlichen Befehle Euer Wohlgeboren stehende Armee besetzt hält, nunmehr kein organisierter Körper von Burentruppen im Transvaal oder der Oranje-Fluß-Kolonie existiert, und daß der Krieg in Operationen ausartet, die von irregulären und unverantwortlichen Guerillas ausgeführt werden. Dies würde dem Lande solchen Schaden bringen und in jeder Hinsicht so bedauerlich sein, daß ich mich verpflichtet fühle, alles, was in meiner

¹⁾ Der Generalkonsul der beiden Republiken in Laurengo-Marquez.

Kraft steht, zu tun, um es zu verhindern. Die Befehle, die ich gegenwärtig ausgegeben habe, um diese Anschauung zu betätigen, sind, daß die dem Schauplatz irgend eines Versuches, die Eisenbahnlinie zu beschädigen oder einen Zug zu zerstören, nächstgelegene Farm verbrannt wird, und daß alle Farmen innerhalb eines Umkreises von zehn Meilen vollständig ihres Viehbestandes, ihrer Vorräte u. s. w. beraubt werden. In Verbindung mit dem Vorhergehenden ist nunmehr die Zeit gekommen, daß ich mich auf mein Schreiben¹⁾ vom 5. August 1900 beziehen muß, auf das Gueer Wohlgeboren am 15. August erwiderten. Ich fühle, daß, wenn einmal der Krieg in das Stadium des irregulären oder Guerillakampfes eingetreten ist, ich meine Pflicht gegen die nationalen Interessen nicht tun würde, wenn ich den Familien derjenigen, die gegen uns kämpfen, fernerhin gestatten würde, in von uns bewachten Städten zu bleiben. Dies ist nun nicht so sehr eine Frage des Unterhalts, als eine solche der Politik und unserer Sicherung gegen Übersendung von Nachrichten an unsere Feinde. Ich würde es daher für einen Gefallen halten, wenn Gueer Wohlgeboren alle diensttuenden Burghers, deren Familien sich in Bezirken unter der Kontrolle unserer Truppen befinden, anweisen würde, in Bälde Vorbereitungen für deren Empfang und Unterkunft zu treffen. Die Fortschaffung dieser Familien wird in wenigen Tagen beginnen. Diejenigen in Pretoria werden zuerst weggesandt werden. Sie werden mit der Bahn bis zu den britischen Vorposten gebracht und dort irgend einer Person übergeben werden, die Gueer Wohlgeboren mit deren Empfang beauftragen mögen. Ich werde Gueer Wohlgeboren über die Tag für Tag zu erwartende Zahl unterrichtet halten, und ich möchte diese Gelegenheit benützen, Gueer Wohlgeboren zu benachrichtigen, daß, da fast alle Personenwagen der niederländischen Eisenbahngesellschaft nach dem Osten weggeführt wurden, die Familien — ich bedauere es zu sagen — in größtenteils offenen Güterwagen reisen müssen. Ich werde mich bemühen, Frau Krüger, Frau Botha und so viele als möglich von den

1) Das oben erwähnte Schreiben von Lord Roberts vom 5. August 1900 bezog sich auf die im Laufe des August erfolgte Übersendung von etwa 1500 Burenfrauen und Kindern in das Lager der Buren. Die Übersendung dieser meist in Johannesburg wohnhaft gewesenen Familien erfolgte unter der Begründung, daß sie keine Mittel zu ihrem Unterhalt besitzen. Sie wurden von den Buren in den damals noch in ihrem Besitz befindlichen Städtchen Warberton untergebracht.

anderen Damen mit geschlossenen Wagen zu versehen, aber da ich nicht sicher weiß, ob ich solche finden werde, möchte ich in Anregung bringen, daß Euer Wohlgeboren für dieselben passende Fahrzeuge senden. Ich brauche nicht zu sagen, wie unangenehm mir diese Maßregel ist, aber sie ist mir aufgezwungen durch die offenbare Entschlossenheit von Ihnen und Ihren Burghers, den Krieg fortzusetzen, nachdem aller Zweifel über dessen künftigen Ausgang aufgehört hat.

Ich habe die Ehre zu sein, mein Herr,

Ihr gehorsamer Diener

R o b e r t s,

Feldmarschall, Oberbefehlshaber Südafrika.“

Der Präsident fuhr fort: „Sie haben ja jetzt das Buschfeld gesehen: Fieber, wilde Tiere, Schlangen, keine Zelte und Decken, und dann lassen die Engländer ja auch keine Lebensmittel mehr von der Delagoabay herauf.“ Auf meine Frage: „Was tun?“ — sagte der Präsident ruhig: „Nun, wir werden auch das ertragen, und unsere Frauen werden es auch ertragen. Wer sterben soll, wird sterben. Wir Männer werden weiterkämpfen bis zum Ende.“ — Es lag Größe in diesen schlichten, ruhigen Worten. — Mein erster Gedanke war, sie nach Europa zu schicken. Wir wollen für sie sammeln. Es wird Mitleid und Entrüstung erregen, wenn dies bekannt wird. Der Präsident meint, der Gedanke sei kaum auszuführen. Es seien zu viele Frauen und Kinder. Es können 20 000 und mehr sein. Ich erwidere, es werden ja doch die meisten gar nicht fort wollen; ich denke zunächst an diejenigen, die das Leben im Buschfeld am wenigsten ertragen können, die Städter, die Kleinen, Alten und Kranken. Der Präsident meint, wir könnten vielleicht auf diese Weise diese Maßregel zur sofortigen Kenntnis der Mächte bringen und sagt: „Wir wollen einmal zum Präsidenten Krüger gehen und sehen, was er dazu sagt.“ Wir gehen hierauf zu Präsident Krüger, der in seinem Salonwagen mit Erasmus und Staatsprokureur Jacobs sitzt und mit seinem weißen Schnurrbart und seinem Pfeifchen herrlich frisch aus-

sieht. Präsident Steijn stellt mich vor, worauf Präsident Krüger, der sich erhoben hatte, mir die Hand gibt und neben sich setzen heißt. Leider ist die Unterhaltung, die Präsident Steijn eröffnet, wegen des schlechten Gehörs von Präsident Krüger sehr mühsam. Auch ihm gefällt die Idee, derzufolge Präsident Steijn dem herbeigerufenen Fricdie Gloff ein Telegramm an Pott diktiert, er solle umgehend über die Möglichkeit und den Preis eines zu charternden Dampfers sich erkundigen und berichten, damit die Sache morgen vor den ausführenden Rat gebracht werden könne.

Präsident Krüger, der gemütlich sein Pfeifchen raucht, paßt beim Diktieren und Vorlesen sehr auf, korrigiert dann und wann etwas an der Fassung des Telegramms, wobei er mehrmals aufsteht und lebhaft wird. Er hat eine Bärenstimme, spricht sehr rasch und impulsiv. Es kommt hervorgeschossen wie mit elementarer Gewalt, was er sagt. Das ist ein Mann wie ein Fels. Er spricht nicht viel, aber gewaltig. —

Eben wie ich dies niederschreibe, sagt ein alter Bur im Nebenzimmer: „Nun ist es bald ein Jahr, daß der Krieg begonnen hat.“ — Darauf sagt ein anderer: „Ich denke, so sieben Jährchen, wie die Nordamerikaner, können wir schon noch fechten.“ Ein anderer Bur sagt, trinkend: „Ich trinke auf das Wohl von allen unseren Generalen und auf unsere Unabhängigkeit!“ Schnell ruft einer der Buren: „Nicht alle Generale, nur ein Teil; einige würden besser totgehen.“ —

Hier ist ein großes Lager von geflüchteten Familien, deren viele in Eisenbahnwagen leben, und von Beamten der Regierung und der Eisenbahngesellschaft. Man hört viel deutsch sprechen. Der Hotelbesitzer ist natürlich auch wieder ein Deutscher. Juden hat's auch viele. Der französische, russische und amerikanische Attaché sind noch hier; auch eine holländische Ambulanz mit Schwestern und ein Berichterstatter der Wiener „Freien Presse“, der mir seinen letzten Artikel voll Begeisterung vorliest.

Am Bahnhof, dem einzigen soliden Hause, ist eine Gegenproklamation von Präsident Krüger angeschlagen, wodurch die

am 1. September 1900 erklärte Annexion Transvaals durch England für null und nichtig erklärt wird. Amüsant ist die englische Nachricht, daß Ritchener, als er uns am Vaalflusse fangen sollte und wollte, Doppelspannen frischer Zugtiere erhalten hatte. —

Vom Oranje-Freistaat gute Neuigkeiten: Bei Ladybrand wird wieder gekämpft, de Wet hat die Bahnlinie bei Kroonstadt wieder unterbrochen, Theron einen Zug bei Klipriver (nahe Johannesburg) abgefangen.

Nelspruit, 6. September.

— Mr. Acton, den das ewig Weibliche nach Barberton zog — es sind dort die bis jetzt von Lord Roberts herausgefundenen ca. 600 Burenfamilien —, erzählt mir von dem hübschen Städtchen, das nun noch hübscher sei durch die Anwesenheit von etwa 1500 Frauen, Mädchen und Kindern aus Pretoria und Johannesburg. Als Grund der vor etwa drei Wochen erfolgten Ausweisung gab Lord Roberts an, daß diese Familien auf Unterstützung angewiesen gewesen seien und um solche gebeten hätten. Die Engländer hatten die List gebraucht, diejenigen Familien, welche um Unterstützung nachsuchen wollen, zur Zeichnung in eine Liste aufzufordern. Ahnungslos unterzeichneten viele, auch solche, die noch Mittel genug besaßen, um sich für einige Zeit noch zu ernähren — und wurden sofort nach der Zeichnung über die englischen Vorpostenlinien geschafft.

Dies wird noch nicht die letzte und größte Grausamkeit sein, die dieses Volk von England erfahren muß. Sie werden hassen lernen. Die neueste Proklamation von Lord Roberts bestimmt, daß Buren, die nach Leistung des Neutralitätseides die Waffen wieder aufnehmen, erschossen werden sollen. —

War heute vormittag längere Zeit beim Präsidenten Steijn. Er sagte u. a.: „Sagen Sie draußen, daß der Krieg nicht zu Ende ist, und daß wir entschlossen sind, bis zum Ende zu kämpfen. Wir mußten eben retirieren, und müssen auch jetzt

noch oft retirieren vor der Übermacht; Sie haben es ja selbst gesehen, wie es ist.“ Das Herauskommen einzelner Ärzte, nicht großer Ambulanzen, hält er für wünschenswert. Wegen der Munition ist ihm nicht bange. Munition und Lebensmittel, das glaube ich selbst, werden nie fehlen, so lange Engländer in Südafrika sind.

Er erzählt mir, heute seien Berichte eingekommen, daß bei den Wasserwerken Bloemfonteins und im Distrikt Wafferstrom wieder gekämpft werde.

Abends Abschied vom Präsidenten Steijn, den ich verehren und lieben gelernt habe. Er ist eine starke, edel und einfach denkende Natur und voll fester Zuversicht. Er wird aussharren trotz aller Gefahren und Strapazen. Nächsten Montag wird er wieder in sein Land zurückkehren. — Welch ein Wagnis und welche Strapazen! So lebt dieser Mann nun seit Mai 1900, immer im Felde, auf der Hut und Flucht vor England, das ihn gern fangen möchte. Und so wird er, Gott weiß wie lange noch, aussharren, und zugleich die Last der ganzen Verantwortung für die Beteiligung seines Volkes und Landes an diesem Kriege tragen. Sein Haus ist ein mit Hilfe zweier Wagen gebildetes Zelt, seine Arbeitslampe eine auf der Radnabe aufgesetzte Lichtkerze und die Erde sein Lager, welches sich von dem seiner Burghers nur dadurch unterscheidet, daß ihm seine Diener, wenn möglich, mit abgeschnittenem Heidegras ein weiches Polster machen.

Von diesen Freistaatern ist das Heil für Südafrika zu erwarten. Sie haben im allgemeinen mehr Bildung als die Transvaaler, und — was das Wichtigste ist — in ihrem Lande ist kein Gold und keine Edelsteine, darum wenige Ausländer (1895 nur ca. 5000) und noch die ursprüngliche Einfachheit der Sitten. Selbst England gibt zu, der Freistaat sei eine kleine Musterrepublik gewesen. Von der Haltung der Freistaater hing alles ab nach der Einnahme Pretorias.

Nelspruit, 7. September.

Heute hatte ich eine interessante Unterhaltung mit de Villiers. Er sagt mir, er habe nach unserer Unterredung s. B. im Buschfeld über die Mängel und Reform der Heeresorganisation während der Reise noch einen Entwurf und Gedanken zu Papier gebracht und diese dem Präsidenten gegeben. Dieser habe es nicht nur voll gebilligt, sondern auch der Transvaalregierung mitgeteilt, und da diese die Änderungen auch gut geheißten, haben die Ausführenden Räte beider Regierungen den Entwurf zum Gesetz gemacht. Dies ist ein Ereignis! Mehr freilich in der Idee, als in der That. Denn die Buren sind hart und viele alt; darum geht die praktische Durchführung von Reformen langsam und schwer. Aber der Krieg macht alles rascher und erzieht ganze Völker. Das war eben das Größte, was ich gesehen habe in diesem Kampfe, wie langsam nach und nach ein jeder Bauer persönliche Interessen opferte für das Gedeihen von Land und Volk, wie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit als ein Volk von Brüdern in den Streitern erwachte, von denen noch im Juni viele nur an die Verteidigung des eigenen Besitzes dachten. In dem Maße, wie dieses Bewußtsein wuchs, ging die Sache der Bauern besser und die der Engländer schlechter. So wird ein Volk geboren.

Der Entwurf lautet im wesentlichen:

„Am 11. August d. J. waren es zehn Monate, daß der unglückliche Krieg ausgebrochen ist. In drei Wochen, so hörte man stets, sollten die Englischen Pretoria haben und unsere Streitmacht gebrochen sein. Beinahe acht Monate brauchte der Feind, um Pretoria in Besitz zu bekommen, und was unsere Streitmacht betrifft, so ist diese heute besser als jemals zuvor. Wohl ist es wahr, daß dieselbe ansehnlich vermindert ist, aber die „hands upper“ sind kein großer Verlust. Wir kennen unsere Burghers, und wir kennen unsere Offiziere. Die Burghers haben längst den Wert von Ordnung und Zucht erkannt. Wir

haben Offiziere, die nicht anstehen, einen Offizier abzusetzen, der seine Pflicht versäumt. Dies ist, wie es sich gehört zu sein. Auf diese Weise wird unsere Streitmacht langsam verbessert.

Wir begreifen mehr und mehr, daß es in diesem Kriege nicht so viel auf Zahlen ankommt. Ein gehorsamer Burgher ist mehr wert als 20 ungehorsame. Eine kleine, wohlorganisierte, gutgeführte Streitmacht ist besser als die dreifache Anzahl Burghers, die ohne Zucht und Ordnung sind. Unsere Zahl ist nun erheblich kleiner, aber unsere Offiziere und Burghers sind gut und fest entschlossen, bis zum Ende zu kämpfen.

Nun kann bei niemand mehr ein Zweifel darüber bestehen, daß England für Jahre all seine Kraft einsetzt, um uns unserer Unabhängigkeit zu berauben. Laßt uns daher ein Beispiel nehmen an anderen Völkern: Das kleine Holland kämpfte 80 Jahre gegen Spanien, das damals das mächtigste Reich der Welt war, bis es endlich seine Unabhängigkeit erhielt. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts kämpften die Vereinigten Staaten von Amerika den ungleichen Kampf gegen England um ihre Unabhängigkeit. Der Krieg dauerte sieben Jahre, und am Ende mußte England trotz ihrer Siege und ihrer Übermacht die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkennen.

Nicht durch Worte, sondern durch Thaten müssen wir beweisen, daß wir würdig sind, ein unabhängiges Volk zu sein. Ein Volk, das nach zehn Monaten müde ist, zu kämpfen und, obwohl es noch keine großen Niederlagen erlitten hat, den Streit aufgeben will, ist Unabhängigkeit nicht wert. Glücklicherweise ist dies bei uns nicht der Fall. Wir haben den Streit bisher ausgehalten, und wir werden mit Gottes Hilfe ausharren bis zum Ende. Dieses Ende kann und darf allein sein, wenn wir ein freies und unabhängiges Volk sind.

So wie der Krieg bis jetzt geführt wurde, kann kein Krieg auf die Dauer geführt werden. Auf der einen Seite kann man von den Burghers nicht erwarten, daß sie jahrein jahraus ohne Belohnung kämpfen, während alle ihre Interessen verwahrlost werden; andererseits ist jetzt die Zeit angebrochen, jeden dienstpflchtigen Mann nach Möglichkeit auch wirklich diensttuend zu machen.

1. Es müssen sofort Listen gefertigt werden von allen Personen, die noch im Felde stehen. Ihre Namen und Adressen müssen von ihren Feldkornetten aufgeschrieben und von den Kommandanten so schnell als möglich an den Höchstkommandierenden und den Staatssekretär eingesandt werden.

2. Aus diesen Personen wird der Höchstkommandierende alle diejenigen Personen vom Kommandodienst verschonen, die wirklich nicht diensttauglich sind. Hierbei wird er stets die alten vor den jungen Kerls verschonen.

3. Die nach Ziffer 2 vom Kommandodienst verschonten Personen sollen hierüber eine Beglaubigung erhalten.

4. Jeder Diensttuende erhält 5 sh per Tag.

5.—7. enthält die Einteilung der gesamten Streitmacht in Kommandantschaften von 300, 400 oder 500 Mann, Feldkornettschaften von 100 oder 200 Mann und Korporalschaften von 10 oder 20 Mann.

8. und 9. Die Kommandanten werden durch den Höchstkommandierenden ernannt, die Feldkornetts durch die Kommandanten, die Korporale durch die Feldkornetts, je mit Genehmigung des nächstvorgesetzten Offiziers und Befräftigung der Anstellung durch den Präsidenten.

10. Jeder Korporal muß die Namen seiner Mannschaften jeden Morgen gehörig ablesen.

11. Jeder Korporal kann zu irgend einer Zeit aufgerufen werden, um Rechenschaft über seine Mannschaften abzulegen.

12. Jeder Korporal muß seine Mannschaften jederzeit dienstbereit halten.

13. Jede Korporalschaft muß, wenn zum Dienst aufgerufen, als ein Ganzes aufgerufen werden.

14. Zur Durchführung von Ordnung und Zucht sollen Inspektionsoffiziere, die der Höchstkommandierende ernennt, von Zeit zu Zeit unerwartet Besichtigungen abhalten.

15. Der Höchstkommandierende hat die Macht, jeden Offizier wegen Pflichtversäumnis, Nachlässigkeit u. dergl. abzusetzen.

18. Eine Person, die nicht auf der Liste steht, wird bei einem Kommando nicht zugelassen und erhält keine Kost bei einem solchen.“

Abends Abschied von Mr. Wessels, Dhm Andries Cronje, Dhm Pieter und den anderen. Mit Dhm Piet und dem Kommandanten Snyman aus der Kapkolonie sitze ich noch lange in dessen Zelt. Snyman (nicht der von Maseking) ist ein „ganzer Rebell“, der seit Anfang des Krieges mit seinen Blutsverwandten kämpft. Er ist ein intelligenter Kopf und voll Begeisterung für de Wet, in dessen Zügen er, wie ich, auch Ähnlichkeit mit Napoleon I. sieht. Als ich ihn frage, warum die Kapburen ihren Brüdern nicht mehr helfen, gibt er die treffende Antwort: „Onz menschen is bai statig“, d. h.: Unsere Leute sind sehr „g'stät“.

De Wet wird sie wieder aufrütteln. Die Schreckensherrschaft der Engländer in der Kapkolonie, welche notwendig mit jedem Tage strenger wird, wird auch das Ihre tun. Alle Tage liest man, ein angesehenener Bur sei verhaftet und nach Kapstadt geschafft worden. Die Hochverratsprozesse nehmen kein Ende. Die allmähliche Erhebung der Kapkolonie ist unausbleiblich. Aber es wird Jahre dauern, bis diese Bauern zu Rebellen werden.

Pferrer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

